

Schreibwettbewerb Storytausch 2011

Stadtbibliothek Wolgast | Kulturverein Wolgast

Gruppe 01: Verhängnisvolle Party
von drei Schülern der Kl.7 des Runge-Gymnasiums und Antonia Michaelis

Gruppe 02: Gefundene Liebe
von zwei Schülern der Kl. 8 des Runge-Gymnasiums und Franz Zauleck

Gruppe 03: Umbra | **3. Preis**
von zwei Schülern der Kl. 8c des Runge-Gymnasiums und Antonia Michaelis

Gruppe 04: Chocho, Dascha!
von zwei Schülern der Kl. 7 des Runge-Gymnasiums und Franz Zauleck
Antonia Michaelis

Gruppe 05: Dark Alley - Zeiten verändern sich, Momente vergehen &
Erinnerungen bleiben
von zwei Schülern der Kl. 8b bzw. 8c des Runge-Gymnasiums und Antonia Michaelis

Gruppe 06: Auf Wolke Sieben
von zwei Schülern der Kl. 7c des Runge-Gymnasiums und Franz Zauleck

Gruppe 08: Der rätselhafte Tornado
von zwei Schülern der Kl. 8c des Runge-Gymnasiums und Franz Zauleck

Gruppe 09: Peinlich!
von zwei Schülern der Kl. 9 der Regionalen Schule Kosegarten und Antonia
Michaelis

Gruppe 10: Die Bombe und der Hotdog
von zwei Schülern der Kl. 8b bzw. 9b des Runge-Gymnasiums und Franz Zauleck

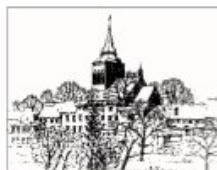
Gruppe 11: Chaos der Gefühle | **1. Preis**
von zwei Schülern der Kl. 6 bzw. 8Ga der Evangelischen Schule Benz und Antonia
Michaelis

Gruppe 12: Goldfische und anderes verwirrendes Zeug | **2. Preis**
von zwei Schülern der Kl. 7c des Runge-Gymnasiums und Franz Zauleck

Gefördert durch:



Adler-Apotheke-Usedom
Apotheker Nils Köster



Nils Köster -
Adler Apotheke Lassan



Anselmino-Apotheke-Wolgast
Apothekerin Petra Köster

Inhalt

<u>GRUPPE 01 – VERHÄNGNISVOLLE PARTY.....</u>	<u>3</u>
<u>GRUPPE 02 - DIE GEFUNDENE LIEBE.....</u>	<u>11</u>
<u>GRUPPE 03 - UMBRA.....</u>	<u>15</u>
<u>GRUPPE 04 - CHOCHO,DASCHA!.....</u>	<u>22</u>
<u>GRUPPE 05 - DARK ALLEY.....</u>	<u>28</u>
<u>GRUPPE 06 - AUF WOLKE SIEBEN.....</u>	<u>38</u>
<u>GRUPPE 08 - DER RÄTSELHAFTE TORNADO.....</u>	<u>43</u>
<u>GRUPPE 09 – PEINLICH!.....</u>	<u>48</u>
<u>GRUPPE 10 - DIE BOMBE UND DER HOTDOG.....</u>	<u>56</u>
<u>GRUPPE 11 - CHAOS DER GEFÜHLE.....</u>	<u>61</u>
<u>GRUPPE 12 - GOLDFISCHE UND ANDERES VERWIRRENDES ZEUG.....</u>	<u>69</u>

Gruppe 01 – Verhängnisvolle Party

„Oh yeah! Endlich Wochenende! May, freust du dich auch schon auf die Party von Mike?“, sagte ich zu meiner besten Freundin. Wir wollten heute auf eine supercoole Party von einem Kumpel gehen.

„Super, also darfst du doch mitkommen! Du hast also doch keinen Hausarrest mehr?“

Da dachte ich mir nur so: Denkste, ich hab immer noch Hausarrest!

„May, das wird voll cool, aber ich habe nichts zum Anziehen, wir müssen noch ins Shoppingcenter gehen!“

„Oh ja, hab neulich so ein mega-krasses Kleid da gesehen.“

„Super, dann klappt das ja dann auch.“

„Und wann wollen wir uns treffen?“

„Am besten wäre es am Samstag, ach ne, Quatsch! Da ist doch die Party, verdammt!“

„Dann halt am Freitag.“, sagte May gechillt zu mir.

Aber ich war überhaupt nicht gechillt, weil ich nicht zur Party durfte. Ich fand das voll fies von meinen Eltern!

Dann verabschiedete ich mich von May und drückte sie ganz fest.

Auf dem Rückweg zum Haus überlegte ich, wie ich auf die Party kommen könnte. Ich schmiss die Wohnungstür zu und sagte zu meiner Mutter:

„Das ist so unfair, dass ich nicht auf die Party darf!“ Meine Mutter sagte ganz stur zu mir: Dana, du bist noch viel zu jung für Drogen und Alkohol!“

„Bei der Party, zu der wir gehen wollten, gibt es keine Drogen und keinen Alkohol!“, schrie ich zu meiner Mutter und rannte wütend in mein Zimmer. Ich versuchte fieberhaft, einen Plan zu schmieden. Meine Gedanken drehten sich um den Fluchtplan.

Später setzte ich mich an den Laptop und schrieb May an. Zum Glück war sie gleich online.

Dana: Hey ;) Kann leider doch nicht mit zum Shoppen kommen, hab immer noch Hausarrest... Tut mir leid!!

May: Ehrlich? Oh dann geh ich alleine shoppen, aber was ist mit der Party?

Dana: Ne, zu der Party kann ich schon kommen. Mach dir da mal keine Sorgen!

May: OK, dann hast du also einen Plan :) Bis dann

Dana: Bis morgen Abend!

Als am nächsten Abend die Party bevorstand, versuchte ich noch einmal vergebens meine Eltern zu überreden, den Hausarrest zu beenden.

Dann tat ich so, als würde ich schlafen gehen. Doch in Wirklichkeit zog ich meine schönsten Sachen an und versuchte dann auf ziemlich hohen High Heels alle Bettlaken, die ich finden konnte, zusammen zu kneten und sie dann als langes Seil aus dem Fenster zu werfen. Das hatte ich geschafft. Jetzt nur noch herunterklettern ohne das jemand was merkte. Unten stand schon das Auto bereit, mit dem ich zu der Party von Mike gebracht wurde. Sie hupten so laut, dass es sehr wahrscheinlich war, dass meine Mutter jeden Moment aus dem Fenster gucken würde, aber sie würde mich in dem Fummel sowieso nicht erkennen. Ich stieg ein und los ging es.

Mays Freund fuhr das Auto. Den Fluchtwagen, dachte ich. Das hörte sich richtig gut an. Ich ließ meinen Arm aus dem offenen Fenster hängen, spürte den Fahrtwind in

den Haaren und dachte: Am besten gehe ich überhaupt nie, nie wieder nach Hause. Ich brauche diese Eltern nicht, die mir immer alles verbieten. Kein Mensch braucht eigentlich Eltern. Ich suche mir auf der Party einen Typen, der mich mitnimmt ins Abenteuer, und dann schreibe ich meinen Eltern einen Brief, später, aus dem Abenteuer, in etwa so:

Liebe Mum, lieber Dad (nicht, dass ich sie so nenne, ich nenne sie Mama und Papa, aber Mum und Dad klingt viiiel cooler),
sorry, aber ich musste dem Ruf der großen weiten Welt folgen.
Gechillt, Eure Dana.

Nein, dachte ich, ich musste mir für die große weite Welt und das Abenteuer einen anderen Namen zulegen, so wie May, May war ein cooler Name. Vielleicht Dane, „Dain“ gesprochen, das klang amerikanisch ...

„Dana, träumst du?“, sagte May. „Wir sind da.“

Gleichzeitig bremste ihr Freund so scharf, dass ich mich am Vordersitz festkrallen musste, um nicht durch die Windschutzscheibe zu segeln (oder jedenfalls fühlte es sich so an.). Mays Freund ist schon älter (logisch, sonst hätte er ja keine Fahrerlaubnis), und als er sich zu mir umdrehte, roch ich in seinem Atem Bier. Wahrscheinlich gehörte sich das so, dachte ich, kein cooler Typ geht ohne ein Aufwärm-Bier auf eine Party. Aber irgendwie war ich froh, dass wir die Autofahrt schon hinter uns hatten. Und irgendwie fragte ich mich, wie das auf der Rückfahrt werden würde, da Mays Freund ja durch noch mehr Alkohol nicht unbedingt nüchterner würde, und wie scharf er dann bremsen würde und ob er überhaupt noch bremsen würde ...

„Komm, Baby“, sagte May und half mir aus dem Auto, und dann stöckelte ich hinter ihr einen Gartenweg entlang und eine Außen-Kellertreppe hinunter. Es war die Hölle mit den High Heels, weshalb sie eigentlich besser High Hölls geheißen hätten, ich hatte sie im alten Schrank meiner Mutter ausgegraben, aber May sagte ich natürlich nicht, dass ich darauf nicht laufen konnte. May trug auch High Heels. Sie konnte darauf laufen. Aber May musste auch nie im Haushalt helfen, die konnte den ganzen Tag High-Heel-Laufen üben.

Es war also mal wieder alles die Schuld meiner blöden Eltern.

Der Keller war auf überraschende Weise dunkel und gleichzeitig voller Lichtflecken in allen Farben, die zwei oder drei Discokugeln im Raum verteilten.

„Cool!“, rief ich.

„Waas?“, rief May.

„Coo-ooool! Das Li-iicht!“

May zeigte auf ihre Ohren und sagte noch irgendetwas, das ich nicht verstand, weil es zu laut war. Wahrscheinlich sagte sie, dass sie mich nicht verstand, weil es zu laut war. Die Musik war – ja, ich weiß eigentlich gar nicht, was die Musik war, man konnte sie vor lauter Lautstärke nämlich nicht identifizieren. Ich spürte nur die Bässe in meinen Füßen – echt! DURCH die Highheels! Und ich dachte, so muss das wohl sein auf einer richtigen erwachsenen Party.

Der Typ, der die Party schmiss, war ein Freund von Mays Freund, also auch schon älter, er wohnte zwar noch bei seinen Eltern, aber nur, weil er keine Arbeit hatte und sich deshalb noch keine Wohnung leisten konnte. Ich fragte mich, wie die Eltern das fanden, dass es in ihrem Keller so laut war, und ob die Bässe in ihren Fußsohlen kribbelten, während sie auf dem Sofa saßen und fernsahen.

Irgendjemand drückte mir ein Glas in die Hand, und May stieß mit mir an, und ich trank das Zeug in dem Glas, obwohl es unbeschreiblich scheußlich war, es schmeckte nach einer Mischung aus Desinfektionsmittel und abgelaufener

Orangenmarmelade, und wer weiß, vielleicht war es das, keine Ahnung, woraus man Cocktails mischt, wenn man so richtig cool ist.

May zog mich auf die Tanzfläche, und ich versuchte, so zu tanzen wie sie, so ein bisschen mit allem zu wackeln, ohne sich richtig zu bewegen, vor allem mit dem Po und dem Busen, aber das war schwierig, ich habe nämlich von beidem nicht viel. May schon. Klar, May hat von allem viel, wovon man viel braucht. Mut und Gechilltheit UND Busen. Ich dachte, dass mir schwindelig war und dass ich gerne wäre wie May ... und dass mir irgendwer noch ein Glas in die Hand gedrückt hatte, und dass das Zeug da drin noch scheußlicher schmeckte, nach Zahnpasta plus Rum plus toten Mäusen - und dann sah ich SIE.

Sie lehnte an der Bar, die die hier im Keller aus ein paar Brettern gebaut hatten, total lässig, und trank – wirklich – in all dem Durcheinander – ein Glas Wein. Sie war so schön wie überhaupt eigentlich niemand sein konnte. Sie hatte lange dunkle Haare wie meine Mutter, nur dass meine Mutter ihre immer aufsteckt, weil sie doch die Frau des Stadtrats ist, und eine Stadtratsfrau muss wohl alt aussehen, auch wenn sie noch so jung ist wie meine Mutter. Also, das Mädchen an der Bar, die trug ihre Haare offen, ihre Augen waren wunderschön geschminkt, nicht furchtbar doll, nur wunderschön, und sie trug ein enges, kurzes Kleid, grau, aber die stilvolle Sorte grau. Sie wirkte völlig deplatziert auf der Party, oder replaziert oder wie das heißt.

Und viel, viel cooler als alle powackelnden, busenwackelnden Tänzer zusammen.

Wie die, dachte ich, wie die will ich sein, nicht wie May, aber das werde ich nie ...

Und dann spürte ich eine Hand auf meiner Schulter und jemand drängt sich ganz dicht an mich und ich drehte mich um. Da stand ein Typ, nee, er stand nicht, er tanzte mich an, und zwar so richtig, er bewegte sich im Rhythmus der Musik mit mir, und mir wurde ganz komisch. Ich hatte den Typen noch nie gesehen.

Aber er war ziemlich hübsch. Dunkle Locken, Sommersprossen, und diese Ohringe in den Ohren, die eigentlich gerahmte Löcher sind, wie heißen die? Ich tanzte also einfach mit ihm mit, und ich sah May irgendwo hinter dem bunten Licht und meiner Schwindeligkeit lächeln. Als ich wieder zu der Bretter-Bar zurückguckte, war das wunderschöne Mädchen verschwunden.

Nur der Typ war noch da, und dann war ich überhaupt gar nicht mehr auf der Tanzfläche, sondern in einer ziemlich dunklen Ecke, irgendwie muss mir dazwischen etwas Zeit verloren gegangen sein. Der Typ war mir aber nicht verloren gegangen, er war immer noch da, und zwar sehr nah. Ein bisschen zu nah.

Aber so musste das wohl sein.

„Nimm mich mit“, flüsterte ich, „ins A ... ins Aaben ... teuer ...“

Ich merkte, dass ich lallte, und das war mir peinlich, aber er lächelte nur und beugte sich über mich. Wieso lag ich eigentlich?

Als ich meine Augen öffnete, lag ich in Unterwäsche da und nur die High Heels lagen auf dem Boden. Ich war alleine und der Mond schien grelles Licht ins Zimmer. Es war Nacht. Ich hatte einen totalen Filmriss und wusste gar nichts mehr. Mein Kopf und meine Füße taten höllisch weh. Ich konnte mich nur an das Mädchen hinter der Bretterbar erinnern. Ich stand auf und sah nur einen Schrank und alles mögliche was in einem Teeniezimmer zu finden ist. Ich sah auch einen Kleiderschrank mit ein paar Klamotten. Ich nahm mir einfach eine abgetragene Jeans und ein mir viel zu großes T-Shirt, ein paar Tennissocken und diese Chucks, die auch auf dem Boden lagen. Dann machte ich vorsichtig die Zimmertür auf und ging diesen endlosen Flur entlang, wo nur alte staubige Bilder hingen. Wo bin ich? Dann wurde mir alles klar! Ich war gestern nur noch müde und sagte zu IHM, dass ich nach Hause möchte. Er hat gesagt, dass er mich in einer halben Stunde nach Hause bringt. Ich hatte mich an den kleinen Tisch gesetzt und wartete und wartete, bis ich eingeschlafen bin. Aber als ich dann wieder diesen langen Flur entlang ging, wurde mir alles klar. Ich machte dann eine alte Holztür auf und da stand sie, das Mädchen von gestern Nacht. Sie stand am Herd und machte Eier mit Speck. Wir haben uns an den großen Tisch gesetzt und sie erklärte mir alles, was passierte, als ich eingeschlafen bin. Die Polizei wurde gerufen, weil es zu laut war, und dann mussten alle nach Hause, nur May sagte zu dem Mädchen (die übrigens Clear heißt): Bitte nehmen sie meine Freundin über Nacht mit zu sich. Sie bekommt sonst voll Stress. „Dann habe ich dich mitgenommen und dich in das Gästezimmer gelegt. Mein Bruder hat dich dann mit nach Hause genommen und dich in das Zimmer gelegt.“ „Dein Bruder?“, fragte ich. „Ja. Mit dem du getanzt hast.“ Ja, genau. Der braune Lockenkopf mit den Sommersprossen. „Ich bin erst später nach Hause gekommen, weil ich meine Freundin Heim bringen musste.“ Aber irgendwas lief hier - meiner Meinung nach nicht korrekt ab. Irgendwas war faul an der ganzen Sache. „Kannst du dich denn nicht mehr daran erinnern? Weil Sam hatte mir vorhin gesagt, dass du sogar kurz noch wach warst.“ „Nein, keinen Schimmer...“ Aber warum wusste ich denn nichts davon? Der Drink! Der Drink den ich bekommen hatte, vielleicht war da etwas drin? Bääm. Schwarz. Alles Schwarz.

Ich öffnete meine Augen. Wo war ich? Ich hatte wieder nur Unterwäsche an. Wo sind die Sachen hin? Ich stand draußen. Auf einer Wiese. Im Dunkeln. Der Wind wehte mir durch mein Haar und es war weit und breit kein Haus, kein Lebewesen oder jegliche Pflanzen zu sehen. Nur das Gras kitzelte zwischen meinen Zehen. Mein linker Arm schmerzte, doch ich schaute ihn mir nicht an, sondern fasste nur mit meiner linken Hand darauf. Ich rannte los. Ich rannte einfach los. In Richtung (ja, welche Richtung war das?) geradeaus- glaube ich. Plötzlich stolperte ich über etwas und flog voll mit meinem Gesicht auf den eiskalten Boden. Nun lag ich da. Mit Dreck am Körper und in Unterwäsche. Mein Arm tat immer mehr weh und ich schaute ihn mir an. Blut. Alles voller Blut. Es kam immer mehr aus dieser riesigen Wunde, bis sogar mein ganzer Arm voll davon war. Ein Messer lag neben mir mit Rot daran. Auf einmal wurde alles rot, dann schwarz und dann ... bääm.

Was war das denn? Jetzt war alles nur noch schwarz. Man sah die Hand vor Augen nicht. Ein dunkles schwarzes Nichts war überall um mich herum. Es war wie ein schwarzes Zimmer mit schwarzem Teppich und schwarzen Wänden. Leere. Stille. Mein Herz pochte und pochte, nichts anderes war zu hören. „Hallo? Hallo, ist hier jemand?“, schrie ich, doch es verhallte in der Dunkelheit. Dann wurde es hell. Diesmal war es die Realität, das wusste ich ganz genau. Doch ich hatte schreckliche Angst. Was war bloß geschehen?

Ich sah an mir hinab. Ich hatte wieder die Sachen an, die ich auf der Party getragen hatte. Nur die Knöpfe meiner Bluse waren offen, und ich war barfuss. Der Boden war sehr kalt. Der Raum, in dem ich stand, war sehr klein. Wie eine Gefängniszelle. Er besaß keine Fenster; die Wände waren grau und aus rohem Beton, und an zwei Wänden standen Ikea-Regale mit Dosen von Eingemachtem, Großpackungen von solchen Dingen wie Küchenrolle oder Klopapier und ineinander gestapelten Pappkartons. An der dritten Wand stand ein sehr altes Sofa, das offenbar nach und nach versuchte, sich aus der Welt zu schmuggeln, indem es sich an allen Ecken gleichzeitig auflöste.

Ich schüttelte den Kopf.

Wo war die nächtliche Wiese? Das Messer? Die Küche, in der Clear Eier gebraten hatte? All diese Bilder waren so schnell an mir vorbeigeglitten, dass mir noch immer schwindelig war, es war ein bisschen so, als säße mein Kopf statt auf meinem Hals auf einem Drehstuhl-Untersatz, und jemand hätte ihn genommen und mit viel Schwung gedreht. Er drehte sich noch immer.

Ich sah meinen Arm an. Der Ärmel meiner Bluse war klatschnass und dunkel verfärbt. Das Blut, dachte ich. Die Wunde. Ich ließ mich auf das Sofa fallen, weil meine Beine nachzugeben drohten, und schob langsam den Ärmel hoch.

Und dann merkte ich, dass die dunkle Flüssigkeit nach Alkohol roch, nicht nach Blut. Sie roch, als hätte jemand, vielleicht ich, versehentlich etwas darüber ausgekippt.

Es gab keine Schnittwunde.

Aber ich war vollkommen nass geschwitzt, und meine Füße taten tatsächlich noch immer weh, als wäre ich sehr, sehr weit gewandert. Oder als hätte ich sehr, sehr lange getanzt.

Von Ferne hörte ich ein leises und rhythmisches Dröhnen, das mich an die Bässe der Musik auf der Party erinnerte. Und dann öffnete sich langsam die feuerfeste graue Tür, die ich bisher nicht bemerkt hatte, und was hereindrang, war die Musik der Party. Ein Kellerraum, dachte ich, das hier ist ein Kellerraum. Jemand hat mich in diesem Kellerraum eingesperrt, und etwas Schreckliches ist geschehen, das Messer war da, ganz bestimmt war es da, vielleicht war das Blut nicht meines, sondern das von jemand anderem, vielleicht habe ich etwas Furchtbares getan.

Jemand kam jetzt durch die Tür und ließ sie hinter sich zufallen. Es war der Junge mit den Sommersprossen und den braunen Locken. Auch er war verschwitzt und sah etwas erschöpft aus, aber immer noch verdammt gut.

„Mach doch dieses grelle Licht aus“, sagte er, „das hält ja kein Mensch aus.“

Einen Moment später hüllte uns Dunkelheit ein, aber ich wollte nicht schon wieder im Dunkeln sitzen, ich dachte an die absolute Schwärze auf der taufeuchten Wiese zurück. „Nein“, flüsterte ich. „Mach das wieder an! Mach das Licht wieder an! Bitte! Ich ... was passiert hier, ich weiß gar nicht mehr, wie ... was ...“

Und dann hörte ich, dass ich schluchzte. Ich sackte einfach auf dem Sofa in mich zusammen und heulte und heulte und heulte, und der Junge, dessen Namen ich schon wieder vergessen hatte, nahm mich in die Arme. Er roch nach Bier und Schweiß und Zigaretten, und mir wurde beinahe schlecht bei diesem Geruch, obwohl ich dachte, dass ich es damals, als die Party begonnen hatte, noch cool gefunden hätte, von einem Typen, der nach Bier und Zigaretten roch, umarmt zu werden.

Irgendwo dröhnten noch immer die Bässe.

„Ist das eine andere Party?“, hörte ich mich flüstern. „Schon wieder eine Party? Im gleichen Keller?“

„Eine ... andere?“, fragte der Junge verständnislos. „Wieso? Ich würde sagen, es ist immer noch die gleiche Party ...“

„Mach das Licht an!“, schluchzte ich. „Erklär mir ...“

„Hey, hey“, sagte er und strich mir durch die Haare. „Kleine, du bist ja völlig hinüber. Was hast Du alles getrunken? Komm mal runter, alles ist gut.“

„Ich ... aber ... was ist mit dem Messer und der Wiese ... wo ist Clear? Deine Schwester?“

„Wo ist wer?“, fragte der Junge. „Ich habe keine Schwester.“

„Mach! Das! Licht! An!“

Ich versuchte, mich aus seinen Armen zu winden, aber er hatte offenbar keine Lust, mich freizugeben. „Bleib hier“, sagte er leise, beruhigend, aber ich wollte nicht beruhigt werden. „Du bist ja hysterisch! Ich dachte, wir wollten uns in eine schöne, einsame Ecke zurückziehen! Du hast das gesagt, wörtlich! Schon vergessen? Vor einer halben Stunde! Da können wir grelles Licht ja wohl nicht brauchen. Und Gruselgeschichten über Messer will ich jetzt auch nicht hören ... hey, was haben sie dir denn gegeben? Komm, Baby, ganz locker ... entspann dich ...“

Er war jetzt dabei, mir die Bluse auszuziehen, und dann hatte er sie ausgezogen, es ging zu schnell und ich war zu perplex um mich zu wehren.

„Warte!“, flüsterte ich. „Es ist alles gar nicht passiert? Ich war nur ... eine halbe Stunde ...“

„Du warst ein bisschen weg, denke ich“, sagte er. „Hast schlecht geträumt. Kommt vor. Hey ... können wir jetzt aufhören, zu reden ...“

Ich spürte seine Lippen auf meinen, und auch seine Hände, die damit beschäftigt waren, noch mehr von meinen Kleidern auszuziehen. Und ich dachte wieder, dass ich das zu Beginn der Party alles noch wunderbar gefunden hätte.

Aber jetzt fand ich es überhaupt nicht mehr wunderbar, die Angst saß mir noch in den Knochen, oder im Kopf, oder eigentlich überall, und ich wollte nur eines: Ich wollte, dass es hell wurde. Ich wollte, mehr noch ... nach Hause.

Komisch, ich hätte nie gedacht, dass ich in so einer Situation jemals nach Hause wollen würde.

„Nein!“, sagte ich. „Hör auf. Lass mich los.“

„Na, na“, sagte er, „eben wolltest Du doch noch ...“

„Dann hab ich es mir eben anders überlegt!“, rief ich. Aber der Junge war stark und viel größer als ich, und das Sofa bot keinen Halt, es schien einfach unter mir nachzugeben wie ein Sumpf, in dem ich versank, und mein Kopf drehte sich noch immer und ich hatte Angst, dass die Schwärze wiederkäme und ich plötzlich abermals auf dieser Wiese stehen würde – aber die Wiese, dachte ich auf einmal, war nicht wirklich gewesen. Der Junge dort, über mir, war wirklich.

Und was er vorhatte, war auch sehr wirklich und konkret, so konkret, dass ich jetzt keine Wäsche mehr trug, Unterwäsche meine ich, ich spürte den alten, zerfetzten Sofastoff auf meiner nackten Haut und hörte den Jungen atmen.

Komisch, das war, als würde man ein Tier atmen hören, nah und gefährlich. Ich versuchte, ihn zu beißen, aber es war zu dunkel in dem Kellerraum, um zu sehen, wohin ich meinen Kopf drehen musste. Ich dachte an May und fragte mich, wo sie war und warum sie mir nicht half.

Und dann hörte ich Mays Stimme, so als stünde sie direkt neben dem Sofa.

„Stell dich nicht so an, Dana“, sagte sie, „das hier wolltest du doch, na also, ist doch total cool, ein Kellerraum und ein Sofa und der bestaussehendste Typ auf der ganzen Party ...“

„Kleine“, sagte Mays Freund, der offenbar auch neben dem Sofa stand, „mach´s doch dem armen Kerl nicht so schwer, zurück kannst du jetzt sowieso nicht mehr, das geht nicht, weiß du, einem Typen erst eine romantische Stunde im Nebenzimmer versprechen und ihn dann sitzen lassen. May und ich fahren jetzt mit meinem Auto

nach Hause, ich kann zwar nicht mehr so ganz geradeaus gehen, aber zum Fahren wird es schon noch reichen ...“

„Dana!“, flüsterten mindestens ein Dutzend Stimmen, und ich fragte mich, wie alle diese Leute in den kleinen Kellerraum passten. „Dana! Dana! Viel Spaß noch! Wir gehen jetzt wieder tanzen!“

Ich fühlte die Hände des Jungen über meinen nackten Körper gleiten, fühlte sie zwischen meinen Beinen, und dann schrie ich, sehr laut.

„Haaalt!“

Und dann ging die Feuerschutztür auf und das Licht an, beinahe gleichzeitig. Niemand stand neben dem Sofa, weder May noch ihr Freund noch irgendwelche Partygäste. Ich blinzelte. Das Gesicht des Jungen über mir zeigte etwas wie Erschrecken, jemand legte ihm eine Hand auf die Schulter und zog ihn von mir weg, aber eigentlich stand er freiwillig auf. Er sah etwas betreten aus, wie ein Lausbub, den man bei etwas ertappt. Hinter ihm stand die Person, die hereingekommen war.

Sie holte aus und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

Dann warf sie mir meine Bluse zu, die auf dem Boden gelegen hatte. Und erst da erkannte ich die Person. Es war das wunderschöne Mädchen von der Bar, das es nicht nötig hatte, cool zu sein.

Sie sagte noch immer nichts, sondern setzte sich nur zu mir aufs Sofa und nahm mich in die Arme. Und jetzt, von nahem, erkannte ich ihr Gesicht. Es war nicht das Gesicht, das sie gehabt hatte, als sie Eier mit Speck gebraten hatte. Die Eier mit Speck und das Mädchen Clear waren wohl wirklich nur ein Traum gewesen. Ein Trip, besser gesagt. Ein ziemlich seltsamer.

Das Gesicht, das dem meinen jetzt ganz nahe war, war das Gesicht meiner Mutter.

„Zeit“, sagte sie, „nach Hause zu gehen.“

Da kam May durch die Tür geschossen, gefolgt von der Polizei. „Oh mein Gott, Dana, was ist denn hier passiert?“ Schnell zogen wir uns an, da wir immer noch nackt waren. „Nun“, sagte einer der Polizisten „was ist hier vorgefallen?“ Ich schaute auf den Boden und dann sah ich zu den Jungen, dem das ganze anscheinend sehr peinlich war. Meine Freundin war ganz entsetzt, doch meiner Mutter konnte man keinerlei Mimik ansehen. Die Polizisten baten uns alle, nach oben, in den Partyraum, zu folgen.

So gingen wir eine Treppe hinauf, doch keiner sagte irgendein Wort.

Niemand war mehr von den Gästen zu sehen. Nur der Gastgeber, den ich eigentlich gar nicht auf der Party gesehen habe, stand dort, mit seiner Mutter. Diese schaute aber auch nur unglücklich.

Dort! Hinten an dem Tisch lehnte das Mädchen von der Bar! Sie kam auf uns zu und lächelte meiner Mutter zu. Wie komisch. Kannten die sich?

Wir nahmen uns alle Stühle und May, ihr Freund, meine Mom, der perverse Spinner, das wunderschöne Mädchen, die Polizisten und ich setzten uns.

„Was ist denn alles passiert?“ fragte ich meine Ma.

Sie antwortete nicht. Sie schaute mich bloß an und ihr Blick wanderte durch die Runde.

Nachdem jeder einzelne anfing, zu erklären, wurde mir alles Stück für Stück klar. Meine Mutter wusste von Anfang an, dass ich auf diese Party gehen wollte - gegen ihren Willen. Das ließ sie noch mal durchgehen, jedoch schickte sie ihre Freundin hierher, damit sie immer den Überblick hätte. Diese Freundin saß dann an der Bar, trank ein Glas Wein und versuchte, möglichst wenig aufzufallen. Nachdem ich bereits meinen zweiten Drink bekommen hatte, indem anscheinend nichts Gutes drin war, wollte sie meine Mutter warnen und ging zu ihr. In der Zeit sagte ich beschwippst zu

dem Jungen, er solle mich mit ins Abenteuer nehmen und ich wurde bewusstlos. Jake, der grässliche Typ, nahm mich mit in den Keller und wartete, bis ich wieder zu mir kam. Als meine Mutter von den Situationen dort hörte, rief sie die Polizei und kam so schnell wie möglich her.

„Als ich dann May ganz aufgebracht gesehen habe, dachte ich mir, dass irgendetwas geschehen sein muss. Sie erzählte mir, dass sie Dana nicht mehr hier finde.“, sagte meine Mama und eine Träne fiel ihr über das Gesicht. „Und dann haben Sie das Mädchen vergewaltigt“, sprach der Wachtmeister zu Jake. Doch er wehrte sich: „Aber sie wollte doch!“ „Ich habe mich gewehrt. Hab dich gebeten, dass du das Licht anmachen sollst. Du hast einfach weitergemacht...“, schluchzte ich. „Und dann kamen Sie und haben den Jungen weggezogen?“, fragte der Polizist. Meine Mutter antwortete zögerlich „Ja, ein Glück habe ich Dana rechtzeitig gefunden.“ „Wie alt sind Sie?“, fragte er noch Jake bevor er ihn wegen Missbrauchs an einer Minderjährigen abführte. „Sie kommen erst einmal in Untersuchungshaft und dann wird das Gericht entscheiden.“

Als der Typ, der vorhin noch Spaß mit mir haben wollte, abgeschleppt wurde, schaute er zurück. Ich schaute ihm in die Augen und ich sah einen 19-jährigen Jungen, der mir einen schmunzelnden, eiskalten Blick zuwarf.

Ich merkte, dass mir Tränen in die Augen stiegen. Ich fiel in die Arme meiner Mutter und May. Ich war so glücklich, dass meine Mutter mich gerettet hatte.

Heute ist mir meine Mutter nicht mehr böse, Jake sitzt endlich im Gefängnis und May hat sich von ihrem cool-tuenden Macker getrennt und genießt nun ihr Singleleben. Mein neuer Freund hält zu mir und beschützt mich liebevoll und Ma und Pa sind jetzt viel lockerer geworden. Wir sind wieder eine glückliche Familie. So schnell werde ich nicht mehr auf eine Party gehen.

Gruppe 02 - Die gefundene Liebe

Vor langer, langer Zeit wohnten in einem kleinen Dorf abseits der Zivilisation drei junge Mädchen namens Emma, Kim und Sarah. Sie lebten in einer gefährlichen Welt, denn es herrschte der schlimmste Krieg aller Zeiten. Eines Nachmittags gingen die Freundinnen Holz sammeln.

Sie sangen und erzählten sich lustige Geschichten, um wenigstens für kurze Zeit den Krieg zu vergessen. Sie schafften es, nicht nur den Krieg zu vergessen, sondern auch die Zeit. So kam es, dass es schon dunkel wurde.

Die Mädchen begaben sich gerade auf den Heimweg, als sie von drei hübschen jungen Rittern aufgehalten wurden. Diese fragten nach dem Weg zum nächsten Gasthaus, um dort zur Nacht einzukehren. Bereitwillig antworteten die Mädchen: „Wir sind auf dem Weg zu unserem Dorf, kommt mit, dort könnt ihr übernachten.“

Auf dem Weg erfuhren sie, dass die Ritter in die Landeshauptstadt wollten und Tobias, Sebastian und Christian hießen.

Als sie am Waldrand ankamen sahen sie ihr Dorf in Flammen, die Feinde mussten es angegriffen haben! Die Mädchen wollten natürlich sofort zum Dorf, denn ihre Familien waren doch noch da! Doch die Ritter konnten sie davon abhalten: „Halt, das ist doch viel zu gefährlich! Wir werden uns dort mal umsehen, ihr wartet hier!“ Unten im Dorf sah es schrecklich aus, denn Menschen lagen tot am Rande der Straßen, Kinder schrieten vor Angst und ihre Mütter schafften es nicht sie zu beruhigen, außerdem waren die Häuser schon verbrannt. Aber sie hatten den Mut um weiter zu reiten. Sie fanden die Familien der Mädchen zum Glück unversehrt. Als sie alle zurückkamen waren Emma, Kim und Sarah verschwunden.

Die drei Mädchen hatten große Familien. Eine Familie war in diesen schrecklichen Zeiten schließlich keine übersichtliche kleine Mutter-Vater-Kind-Gemeinschaft, wie wir sie heute kennen. Eine Familie war in diesen finsternen Zeiten in der Regel eine Mutter-Vater-mindestens-drei-Söhne-mindestens-drei-Töchter-Gemeinschaft. Kamen noch Großmutter, Großvater, Onkel und Tanten dazu, war es schnell eine Mutter-Vater-mindestens-drei-Söhne-mindestens-drei-Töchter-zwei-Großeltern-Onkel-Tante-Gemeinschaft.

Emmas Familie zählte zehn Köpfe, Kims Familie neun und Sarahs Familie zwölf. Im Ganzen hatten die drei Helden also 28 Menschen gerettet und in den Schutz des Waldes an den Waldrand geführt.

Obwohl die 28 wie durch ein Wunder gerettet waren, war es doch ein sehr trauriger Augenblick. Sie lebten zwar und waren äußerlich unversehrt, aber das, was sie in ihrem Dorf gesehen hatten, legte sich als schwarzer Schatten auf ihre Herzen. Ihre ganze Habe war verbrannt, sie hatten nichts zu essen, nichts zu trinken, sie hatten nur das, was sie auf dem Leibe trugen.

Tobias, Sebastian und Christian versuchten die Geretteten aufzumuntern und sangen angestrengt fröhlich: „Wer lebt ist nicht tot. Dideldum! Morgen fängt ein neues Leben an! Dudeldim!“ Es half nichts, die Familien setzten sich schweigend ins Gras und sahen traurig zu dem großen Aschehaufen hinunter, der heute Morgen noch ihr Dorf gewesen. Auch die Kinder schwiegen und wenn Kinder schweigen, ist das besonders traurig.

Als es fast dunkel war fragte die Mutter von Emma leise: „Wo ist meine Emma?“

Und die Mutter von Kim fragte ebenfalls leise: „Wo ist meine Kim?“

Und auch die Mutter von Sarah fragte: „Wo ist meine Sarah?“

Tobias, Sebastian und Christian zuckten mit den Schultern und sagten wie im Chor: „Wir müssen sie suchen. Sie können nicht weit sein. Vor zwei Stunden waren Sie noch hier.“

Tobias sagte: „Ich suche Emma!“

Sebastian sagte: „Ich suche Kim!“

Christian sagte: „Ich suche Sarah!“

Und dann riefen die Drei: „Sobald der Mond aufgeht sind wir mit den Mädchen wieder hier!“

Sie klapperten mit Ihren Ritterrüstungen und sprangen ins Dickicht des Waldes und waren nach einer Minute wie vom Erdboden verschluckt.

Über den Abhang des Waldrandes legte sich allmählich die Dämmerung. Unten im Dorf rauchten die Trümmer und der Vater von Emma sagte plötzlich: „In einer Stunde geht der Mond auf. Dann sehen wir unsere Emma wieder.“

Der Vater von Kim sagte: „In einer Stunde geht der Mond auf. Dann sehen wir unsere Kim wieder.“

Und der Vater von Sarah sagte zum Vater von Kim: „Woher weißt Du, dass in einer Stunde der Mond aufgeht, he?“

Kims Vater antwortete: „Das hat der Vater von Emma gesagt!“

Sarahs Vater fragte Emmas Vater: „Woher weißt du, dass in einer Stunde der Mond aufgeht?“

„Ich habe einen Kalender“, antwortete Emmas Vater; „da steht drin, dass in einer Stunde der Mond aufgeht.“

„Du hast einen Kalender?“, riefen Kims Vater und Sarahs Vater zugleich.

Emmas Vater schüttelte den Kopf, und hob die Hände. „Ich muss natürlich richtig sagen: Hatte. Ich hatte einen Kalender. Aber den habe ich so gründlich studiert, dass ich mir gemerkt habe, dass in einer Stunde der Mond aufgeht.“

„Soviel ich weiß“, sagte Sarahs Vater, „geht der Mond heute überhaupt nicht auf. Heute ist nämlich Neumond, da gibt es keinen Mond!“

Da sagten die Frauen im Chor: „Das werden wir doch noch sehen!“ Daraufhin erwiderte Kims Vater: „Hauptsache wir sehen unsere Kinder wieder!“ Alle stimmten ihm zu. Kurz danach erzählte jeder der Eltern, was an ihrem Kind so besonders sei.

Bei den drei jungen Rittern verlief der Abend nicht ganz so wie erhofft, denn es waren weder Spuren noch andere nützliche Details. Sie ritten verzweifelt weiter, bis sie zu einem großen, prächtigen Schloss kamen. In der Hoffnung, in dem Schloss Hinweise zu finden und etwas Essen zu erhalten, klopfen sie an die Tür. Sie warteten, warteten und warteten, doch niemand öffnete.

Auf dem Weg zu den Pferden, rief ein wohlzogener Mann: „Was kann ich für Sie tun, meine Herren?“ Daraufhin antworteten sie: „Wir hofften hier eine warme Bleibe finden zu können, es wäre auch nur für eine Nacht.“ „Wartet einen Augenblick, ich werde mal nachfragen.“ Nach zehn Minuten kam der Mann zurück und berichtete: „Der König richtet aus, dass er euch sehen will.“ Die Ritter sagten geschwind: „Für eine warme Mahlzeit würde ich fast alles tun!“ Also folgten sie dem Mann und wurden durch einen großen wunderschönen Saal zum König geführt. Sie waren beim König, er aß gerade vergnügt Obst. Als erstes fragte der König, wie sie denn hießen und wie sie zu dem Schloss gelangt waren. Sebastian antwortete: „Das ist Tobias, Christian und ich bin Sebastian und wir sind auf der Suche nach drei hübschen jungen Mädchen. „Aha, wie interessant, wäre es möglich, dass ihr aus einem kleinen verlassenem Dorf kommt?“, fragte der adlige Mann interessiert. „Nein, nicht wir, sondern die Damen kommen von dort“, antwortete Tobias.

Bei den Familien herrschte Stille, denn alle trauerten um ihre Töchter.

Schließlich sagte Emmas Vater: „Kommt Männer, wir gehen Holz sammeln, damit wir Feuer machen, den Kindern soll es doch nicht kalt sein!“ Kurz darauf gingen die Väter los Holz sammeln. Plötzlich riefen die Kinder: „Mutter, ich möchte schlafen, es ist doch schon so dunkel!“ „Ja mein Kind, ich weiß, aber wir haben nichts mehr. Ich

gebe mein bestes und auch der Vater, damit es dir auch gut geht“, erklärten die Mütter.

Die Geschichte, so schien es, war an ihr Ende gekommen. Die drei Ritter Tobias, Christian und Sebastian verzettelten sich im Schloss. Sie redeten und redeten und wurden vom Essen so müde, dass sie sich hinlegen mussten. Ihr heiliges Versprechen, bei Mondaufgang die Töchter zu ihren Familien zu bringen, hatten sie völlig vergessen.

Während die Ritter schnarchten, bemühten sich die Eltern nach Kräften, ihre Familien zu versorgen und zu beruhigen.

Die drei Mädchen Emma, Kim und Sarah blieben verschwunden.

– Zum Glück gibt es keine Geschichte, die an ihr Ende kommt. Auch diese nicht.

Um Mitternacht – der Mond war tatsächlich nicht aufgegangen – waren die traurigen Familien endlich erschöpft eingeschlafen. Als alles still war, trat aus dem Wald ein weißer Hirsch. Er schritt lautlos auf die Gruppe der Schlafenden zu, umrundete das traurige Lager und blies dem kleinen Pepe, der außen neben seiner Mutter schlief, den warmen Atem ins Gesicht. Pepe öffnete ein Auge und vernahm, dass der Hirsch mit zarter Stimme aber sehr deutlich sprach: „Komm mit, kleiner Junge!“. Dann hob der Hirsch den Kopf, um Witterung aufzunehmen, und schritt lautlos zum Waldrand. Er blickte noch einmal zurück und verschwand, leise wie er gekommen war, im Wald. Der kleine Pepe sprang auf, griff seine Sandalen und rannte mit keuchendem Atem durchs hohe Gras dem Hirsch hinterher. Als er in den Wald trat, war es nicht so finster, wie es sonst im Inneren eines Waldes zu erwarten ist. Der weiße Hirsch stand zwischen den hohen Kiefern und sein Fell leuchtete derart, dass blauweißes Licht durch das Walddickicht schwebte. Der Hirsch war riesig. Pepe erschrak etwas. Doch der Hirsch beruhigte ihn mit warmer sanfter Stimme. „Keine Angst, kleiner Mann! Klettere auf meinen Rücken, ich werde dir etwas zeigen.“

Pepe kletterte einen Baum hinauf und sprang, als er die richtige Höhe erreicht hatte, auf den Rücken des Hirsches.

„Umfasse meinen Hals“, raunte der Hirsch, „die Reise beginnt.“

Was er „die Reise“ genannt hatte wurde eine rasende Fahrt. Ohne mit seinem stolzen Geweih an die vielen Bäume anzustoßen, flog der Hirsch durch die Wälder. Pepe wurde es schwindlig. Er schloss die Augen und hielt den Atem an.

Als der Hirsch still stand, öffnete Pepe die Augen und sah, dass eine große Lichtung erreicht war. An den Bäumen hingen Girlanden und bunte Lampions und mit Blumenkränzen geschmückte Mädchen tanzten singend um einen kleinen Teich mit einer lustig sprudelnden Fontäne herum. Der Junge rieb sich die Augen und sah, dass eines der Mädchen seine Schwester war. „Sarah!“, rief er, „Sarah!“ Das Mädchen lachte, öffnete die Arme und rief: „Mein kleiner Pepe!“

Als Pepe aufsah, war der weiße Hirsch verschwunden.

Sarah rief glücklich: „Pepe, komm!“ Er lief so schnell wie möglich zu seiner Schwester und befragte sie mit tausenden Fragen: „Wie geht es dir, wieso bist du hier, wo sind Kim und Emma?“ „Ganz ruhig!“, versuchte Sarah ihren kleinen Bruder zu beruhigen. „Ich erzähle dir das alles, wenn wir erst Kim und Emma gefunden haben, gut?“ erklärte Sarah ihrem kleinen Bruder. „Ist gut, dann müssen wir uns beeilen, denn sonst machen sich unsere Eltern auch um mich Sorgen!“, antwortete Pepe seiner Schwester. Die Geschwister liefen los und suchten die beiden Mädchen und riefen die ganze Zeit: „Emmmaaa, Kim, wo seid ihr???“ Doch keine Antwort war zu hören, aber sie gaben die Hoffnung nicht auf und gingen den Weg weiter. Nach einem kurzem Augenblick, hörte Pepe, wie jemand rief: „Kim, Sarah seid ihr hier irgendwo?“ Pepe erkannte Emmas Stimme sofort und schrie mit hoher Stimme: „Jaaa, wo bist du??“ „Ich bin hinter dem Schloss!“ rief Emma. Die beiden

Geschwister suchten hinter dem Schloss verzweifelt Emma. Pepe sah von hinten etwas Glitzerndes und lief sofort hin, als er näher kam bemerkte er, dass es der Schmuck von Emma war, den Kim ihr zum Geburtstag geschenkt hatte. Er betrachtete dieses und wusste, dass Emma ganz in der Nähe sein muss. Schließlich schrie Emma noch einmal und Pepe, Sarah fanden sie zum Glück.

Nach einer halben Ewigkeit standen die Ritter auf und gingen sich waschen. Als Sebastian an der Reihe war, sah er aus dem Fenster und entdeckte die beiden Mädchen und Pepe, als sie sich alle glücklich umarmten. Doch er vernahm sofort, dass Kim fehlte. Er rief sofort Tobias und Christian und sagte zu ihnen: „Folgt mir, sie sind draußen!“ „Warum wer ist denn draußen?“, fragten die beiden Ritter erschrocken. Ohne eine Antwort zu erhalten, liefen sie trotzdem hinter Sebastian her. Die Ritter schlossen zu Emma, Sarah und Pepe, Sebastian fragte sofort: „Wo ist Kim?“ „Wissen wir nicht, sie müsste eigentlich hier sein!“, antwortete Sarah. Sebastian erklärte: „So, jetzt hört alle zu! Wir klären alle sonstige Fragen nachher, Kim ist viel wichtiger, wir müssen sie finden!“ Sie teilten sich auf: Emma, Tobias und Sebastian und Sarah, Christian und Pepe. Emma, Tobias und Sebastian schlichen sich im Schloss und hörten, dass jemand im Keller weinte. Sie dachten, dass es vielleicht Kim wäre und gingen im Keller nachzugucken. Sie machten die Tür auf und gingen leise rein, es war dort sehr kalt, dunkel und unheimlich, aber sie gingen weiter. Sebastian fragte mutig: „Ist hier jemand?“ Einen kurzen Augenblick antwortete keiner, aber danach sagte eine weibliche Stimme: „Jaa, ich bin es Kim, wer ist hier?!“ „Wir sind es Kim, Tobias, Sebastian und ich, Emma!“ sagte Emma mit einer erleichterten Stimme. Sie wussten, wo Kim war, aber die Tür zu Kim war geschlossen. Es gab nur eine Möglichkeit, sie mussten zu den Herren des Schlosses, um alles zu klären und Kim zu befreien.

„Wieso haben sie die Mädchen entführt?“, fragte Tobias den Schlossbesitzer direkt. „Wie schön, ihr habt es endlich rausgefunden. Sebastian, verstehst du das nicht?“ fragte der Herr geheimnisvoll. „Nein, was denn? Sagen Sie es, ich mache alles für Kim!“ „Wenn das so ist, gib mir dein Schwert mit dem Diamant.“ „Gut, wenn sie Kim freilassen!“, sagte Sebastian. „Gut.“

Inzwischen waren die Familien aufgestanden, Sarahs Mutter fragte sich wo Pepe sei und rief: „Pepeeee, wo bist du?“ Von hinten rief ein Kind: „Hier Mutter, aber nicht nur ich!“ Die ganzen Familien guckten zu den sieben Menschen und erkannten, dass es Kim, Emma, Sarah, Pepe und die Ritter waren. Sie sprangen vor Freude und umarmten ihre Kinder. Sie setzten sich alle in einen Kreis und die erste Frage war von den Eltern was passiert war und wie das alles passierte. Die Mädchen erzählten den Eltern die ganze Geschichte. Danach waren alle glücklich und froh, dass es gut ausgegangen war.

Gruppe 03 - Umbra

PLING! - Ein neues Chatfenster öffnete sich.

Gespannt ließ ich mich auf meine Couch fallen, zog den Laptop auf meinen Schoß und schaute nach, von wem die Nachricht kam. Jokum Brasch.

„Kenn' ich nicht.“, murmelte ich.

„Hey Pia Fenger! Wie geht's dir? Siehst echt nett aus und ich dachte, ich schreibe dich mal an. Mir gefallen deine grünen Augen und dein charmantes Lächeln“, stand in der Nachricht, die mir dieser Typ mit dem merkwürdigen Namen schrieb. Im nächsten Moment erhielt ich eine Freundschaftsanfrage von ihm. Ich nahm sie erst einmal an, um einen Blick auf seine Bilder werfen zu können.

„Sieht gar nicht so schlecht aus“, stellte ich fest, nachdem ich auf eines seiner Fotos klickte. Braune, kurze, gelockte Haare und große eisblaue Augen stachen mir sofort ins Auge. Sie hatten etwas Mysteriöses, aber irgendwie auch Anziehendes an sich. Außerdem zeichnete sich ein leichtes Lächeln auf seinem Gesicht ab. Im Hintergrund konnte man einen kleinen Teil von seinem Zimmer sehen. Ein paar Klamotten lagen verteilt auf dem Boden herum. Ziemlich unordentlich. Sein Kleidungsstil war jedoch nicht gerade der Schlechteste. Schließlich entschied ich mich, ihm zurück zu schreiben.

„Hi! Gut und dir? Du siehst auch ganz gut aus. Bist aber nicht gerade so die Ordnung in Person, wenn ich mir deine Bilder so angucke, oder Jokum Brasch? – Was ist das eigentlich für ein Name?“

Während ich auf seine Antwort wartete, wickelte ich eine Strähne meiner braunen, langen, welligen Haare um meinen Finger. PLING!

„Bestens. Ich würde ja mal gerne wissen, wie dein Zimmer so aussieht, Pia Fenger. Eigentlich heiße ich Joachim, aber das hört sich so alt an, deswegen nennen mich alle Jokum. Hört sich cooler an, verstehst du? Wie lang bist du schon bei Facebook und wo wohnst du eigentlich?“ „Noch nicht so lange. Ich wohne in Wolgast, nahe der Ostsee. Und du?“, tippte ich und drückte anschließend auf „Senden“.

Er ließ mich nicht lange warten und schon konnte ich seine nächste Nachricht lesen:

„Oh... Ich wohne im Südwesten Deutschlands.“

Wir schrieben noch ein wenig weiter. Inzwischen wusste er ziemlich viel über mich. Ich jedoch nur, dass sein Lieblingsfach Latein und er ebenfalls 14 Jahre alt ist.

„Kann ich auch noch deine Handynummer haben? Ich möchte gerne mal deine Stimme hören“, lautete seine letzte Nachricht.

Langsam fing er an, mich zu nerven...

„Vielleicht später“, schrieb ich zurück. „Ich muss jetzt los, hab noch Geigenunterricht.“ Das stimmte nicht, ich kann auf einer Geige ungefähr genauso gut spielen wie auf einem Besenstil, aber ich dachte, es würde ihn beeindrucken, wenn ich eine Geige hätte, wo doch Latein sein Lieblingsfach war.

Ich war mir nämlich nicht sicher, ob er mich wirklich nervte, dieser Jokum. Und vielleicht wollte ich von ihm genervt werden.

Ich klappte den Laptop zu und dachte: Hoffentlich hat er noch was geschrieben, was ich später lesen kann, denn bis dahin kann ich mich darauf freuen ...

Wenig später rannte ich die fünf Stockwerke des Neubaus hinunter, in dem wir wohnen. Ohne Geige.

Ich setzte mich draußen auf die Schaukel, die natürlich für viel kleinere Kinder ist, und schaukelte und merkte, dass ich Schmetterlinge im Bauch hatte, und zwar elektronische, computergenerierte. „Chat-terlinge“, sagte ich vor mich hin und lachte. Ich könnte ja mal nach Süddeutschland fahren, dachte ich. Süd-WEST-Deutschland. Meine Eltern sagen zwar, im Westen sind alle Leute arrogant und dumm, aber

vielleicht gibt es Ausnahmen. Und wenn er da wohnte, mein Chat-Partner (Partner hörte sich gut an), dann war er ja vielleicht auch reich, und er würde mich in ein schickes Café einladen, und wir würden eine große, breite Straße voller Schaufenster entlangschlendern und uns coole Klamotten angucken oder coole CDs ... Ja, dachte ich, ich könnte mich in den nächsten Ferien in einen Zug setzen, mit einem Wochenendticket, und ganz alleine losfahren ... und dann zufällig diesen Jokum treffen. Um ihm zu sagen, dass er mich nervte. Und ihm dann gnädig zu erlauben, mich noch ein bisschen weiter zu nerven.

Ich merkte, dass sich ein ziemlich irres Lächeln auf mein Gesicht geschlichen hatte. Ich musste herausfinden, wo er wohnte. Wo genau. Ich meine, ich konnte ja schlecht in, sagen wir, Frankfurt aus dem Zug steigen und laut schreien: „Wer in diesem Teil des Landes hat Latein als Lieblingsfach und heißt Jokum?“

Der einzige, den ich kannte, der Latein als Lieblingsfach hatte, war Stefan aus der Parallelklasse. Der war völlig uncool. Sagten auch die anderen alle. Mit dem wollte keiner rumhängen, der las in der Pause Bücher, ganz allein in einer Ecke des Schulhofs. Wahrscheinlich, hatte Karin gesagt, war der noch nicht mal bei Facebook angemeldet, es soll ja Leute geben, die da noch nicht sind (so wie ich bis vor kurzem).

Der Hof zwischen den Neubauten war riesig, eine einzige, grasbewachsene Fläche, totlangweilig, und jetzt sah ich am Ende der totlangweiligen Fläche jemanden auf einer identischen Schaukel sitzen wie meiner. Jemanden, der genau wie ich kein Kind war. Jemanden, der zu mir herübersah.

Es war ein Junge, und ich dachte: Das könnte er sein, er ist durch eine seltsame Art elektronischer Magie hierher versetzt worden, Jokum Brasch mit den eisblauen Augen ...

Ich sprang von der Schaukel und ging langsam über die totlangweilige Grasfläche auf ihn zu. Es war wie in einem Film. Oder, besser: wie in einem Musikvideo. Dann war ich nahe genug, um den Jungen auf der Schaukel zu erkennen.

Es war Stefan. Ja genau, DER Stefan aus der Parallelklasse, an den ich gerade noch gedacht hatte. Der wohnte wohl auch in einem der Neubauten, das hatte ich nicht gewusst. Na ja, die Dinger sind ja ziemlich groß und ziemlich viele, wie eine Burg mit tausend Fenstern. Jokum Brasch, im Südwesten, der wohnte sicher in einem schicken Einfamilienhaus im Grünen, ein bisschen außerhalb von einer großen, coolen, bunten Stadt.

Stefan Mister Uncool hatte auch jetzt ein Buch bei sich, er schaukelte und las gleichzeitig ein Buch, das war doch verrückt, oder? Ich wollte umdrehen, aber in diesem Moment schaukelte er sozusagen unten vorbei, sah von dem Buch auf und grinste mich an, ehe er wieder wegschaukelte. Er sah überhaupt nicht aus wie der Typ von Facebook, er war blond und hatte völlig langweilige Augen, irgendwie braungrün, und ein bisschen zu groß und dürr war er auch. Und, was am allerschlimmsten war: Er hatte eine Brille.

„So ein Zufall“, sagte er. „Hallo Pia.“

„Hey“, murmelte ich und beeilte mich, an ihm und der Schaukel vorbeizugehen.

„Muss dringend wo hin ...“

„Wohin denn?“, fragte er. „Zum Geigen?“

„Ja ja“, sagte ich, „zum Geigen ...“

Und dann machte ich, dass ich wegkam.

In meinem Kopf hing das Bild von Stefan Mister Uncool fest, der auf der Schaukel saß und las und mich angrinste, irgendwie hatte er ganz nett gegrinst, und irgendwie hatte ich ihn eine Sekunde lang richtig gern gemocht. Aber natürlich ging das gar

nicht, sich mit einem wie Stefan zu unterhalten, Karin hätte mich ausgelacht, und die anderen auch.

Erst auf der Straße fiel es mir auf.

Wohin denn? hatte Stefan gesagt. Zum Geigen?

Wieso zum Geigen?

In meinem Kopf tauchte ein ganz merkwürdiger Gedanke auf. Der Gedanke lautete: Jeder kann irgendein Bild von irgendeinem Menschen mit irgendeinem Zimmer auf Facebook stellen und behaupten, er würde sonst wo wohnen.

Verwirrt stieg ich die fünf Stockwerke zu unserer Wohnung wieder nach oben. Gab sich dieser Stefan Mister Uncool etwa als Jokum aus? – Nein, das konnte nicht sein. Das DURFTE nicht sein! Die beiden waren doch total verschieden. Jokum war auf keinen Fall ein Langweiler oder Streber. Das hatte ich sofort gemerkt. Er hatte sicher auch viele Freunde im Gegensatz zu Stefan. Andererseits kannte ich Stefan auch so gut wie gar nicht. Noch nie zuvor hatte ich überhaupt ein Wort mit ihm gewechselt. Ich hatte die anderen immer nur über ihn spotten hören. Man erzählt sich, dass er manchmal lateinische Wörter um sich wirft und er deshalb oft schwer zu verstehen ist. Komischer Kauz. Jedoch wusste er, worüber ich mit Jokum geschrieben hatte. – Woher? Ich schloss die Tür auf und trat in die Wohnung. Meine Eltern waren immer noch nicht zu Hause. Ich ging in mein Zimmer und klappte den Laptop wieder auf. Gedankenverloren las ich mir noch einmal alle Nachrichten von Jokum durch. Ich ertappte mich, wie ich dabei ununterbrochen lächeln musste und ein Kribbeln im Bauch bekam. Schon wieder diese „Chat-terlinge“... Insgeheim hoffte ich, dass er jeden Moment wieder online sein würde. Doch ich wartete umsonst...

Einige Tage vergingen, die Herbstferien hatten bereits begonnen. Ich saß wieder einmal auf der Schaukel und zog mit meinem Fuß Kreise in den Sand. Von Jokum hatte ich nichts mehr gehört und trotzdem ging er mir nicht aus dem Kopf. Wie konnte er mir nur so wehtun? Na gut, er konnte ja nicht wissen, was ich für ihn empfand. Trotzdem vermisste ich ihn. Sehr sogar. Die

„Chat-terlinge“ entwickelten sich zu einem riesengroßen Loch in meinem Herzen. Plötzlich sah ich wieder eine andere Person am Ende der totlangweiligen Fläche auf einer Schaukel sitzen. Im ersten Moment hatte ich das Gefühl, dass es Jokum war, der da auf der Schaukel saß und zu mir herübersah. Doch das war leider nicht der Fall, wie ich bei genauerem Hinsehen feststellen musste. Es war der blonde, dürre Stefan, der da wieder mit einem Buch in der Hand und der Brille auf der Nase auf der Schaukel saß. Wie konnte ich ihn eben bloß mit Jokum verwechseln? Ohne nachzudenken stand ich einfach auf und ging zu ihm herüber.

„Hey“, sagte ich und setzte mich auf die andere Schaukel, es waren zwei am gleichen Gestell.

„Hey“, sagte Stefan. Sonst nichts.

Wir schaukelten eine Weile, und ich dachte über eine schlaue Einleitung nach, über irgendeine Art, ein Gespräch zu beginnen, etwas Unverfängliches ... mir fiel nichts ein. Und deshalb fragte ich einfach, OHNE Einleitung.

„Wer“, fragte ich, „ist Jokum Brasch?“

„Umbra“, antwortete Stefan und schaukelte weiter, ohne mich anzusehen.

Ich hielt meine Schaukel mit den Füßen an. „Wie bitte?“

Da hielt er ebenfalls an. „Umbra“, wiederholte er. „www.umbra1.de. Das ist Jokum Brasch.“

„Jokum Brasch ist ... eine Webseite?“ Ich schüttelte den Kopf. Nein, dachte ich, natürlich war er keine Webseite, er machte eine Webseite. Mir wurde ganz heiß, wenn ich daran dachte, wie der hübsche Lockenkopf zu Hause saß und an seinem

Computer Dinge programmierte oder Texte schrieb, Jokum Brasch war nicht nur hübsch, sondern auch interessant ... er besaß eine eigene Seite ...

„Aber ... woher kennst du ihn?“, fragte ich. „Und woher weißt du, was ich an Jokum geschrieben habe? Damals, kurz vor den Herbstferien, da hast Du gefragt, ob ich zum Geigen gehe ...“

Stefan nickte. „Ja. Dumm genug von mir. Ich ... es ist mir einfach so rausgerutscht.“

„Rausgerutscht. Aha.“ Ich nickte ebenfalls. Aber verstehen tat ich noch immer nichts.

„Du bist verknallt in ihn, was?“, fragte Stefan, noch immer, ohne mich anzusehen.

„Geht dich gar nichts an“, antwortete ich, aber ich merkte, dass ich rot gewesen war.

„Ich kenn ihn ja überhaupt nicht“, fügte ich leise hinzu. „Wir haben uns nur an diesem einen Tag geschrieben, ein paar mal hin und her, und das war's. Er hat gesagt, ich wäre hübsch ... auf dem Foto ...“

„Foto.“

„Facebook, ja. Das ist so eine Internetseite ...“

„Pia“, sagte Stefan und sah mich zum ersten Mal an. „Ich weiß, was Facebook ist.“

„Äh, ach so“, murmelte ich, und jetzt war ich es, die wegsah. Stefan Mister Uncool hatte hinter seiner Brille einen echt komischen Blick, nicht nur langweilig grün-braun, sondern ... ich weiß nicht ... so hatte mich noch nie jemand angesehen. So ... intensiv. Die meisten Leute gucken irgendwie durch einen hindurch, oder sie gucken an einem vorbei, wenn sie mit einem reden, ihr Blick springt hierhin und dorthin, hektisch beinahe. Stefan hatte mich so sehr angesehen, als könnte er direkt in mich hinein gucken, wie durch ein Fenster, und für einen verrückten Moment dachte ich: er weiß alles über mich. Einfach alles. Deshalb hat er auch das mit der Geige gewusst, die ich für Jokum Brasch erfunden habe, er hat gesehen, wie ich es getippt habe, hat meinen Fingern auf der Tastatur zugesehen, und er weiß, woran ich denke, wenn ich abends im Bett liege und mich allein fühle.

Dann war der verrückte Moment vorbei, ich guckte nicht mehr in seine braungrünen Brillenaugen, und natürlich, dachte ich, gab es eine andere Erklärung.

„Woher ... sagtest du ... kennst du ihn?“

Er hatte es natürlich nicht gesagt, und jetzt seufzte er. „Ist ein Kumpel von mir. Übers Netz. Ich ... ich hab seine Seite programmiert.“

„Du ... programmierst ...“

„Ja. Und ich bin schuld, dass er dir danach nicht mehr geschrieben hat, Pia. Wir ... reden nicht mehr ... seitdem. Er und ich.“

„Wie?“

„Guck dir die Seite an.“

Zehn Minuten später saß ich oben im fünften Stock an meinem Computer, außer Atem vom Treppenrennen, denn unserer ist einer der Neubauten ohne Fahrstuhl. Falls Jokum in einem oberen Stockwerk lebte, dachte ich, dann mit einem riesigen Fahrstuhl mit einer netten elektronischen Frauenstimme, die die einzelnen Stockwerke ansagt wie wichtige Bahnhöfe.

www.umbra1.de

Die Webseite war hübsch und bunt, zusammengesetzt aus sich langsam verändernden, geometrischen Figuren. Jokum ist ein Künstler, dachte ich, er hat sich das Design sicher selbst ausgedacht, aber irgendwie auch erstaunlich, dass jemand wie Stefan Mr. Uncool so etwas programmiert ...

Es gab einen Blog, und ich beschloss, ihn später zu lesen. Dann gab es eine Liste. Eine Liste mit Namen. Lauter – ich schluckte – Mädchennamen.

An vorletzter Stelle stand PIA FENGER.

Ich schluckte noch einmal.

Irgendetwas war hier nicht so, wie es sein sollte ...

Ich klickte den ersten Mädchennamen an – Coco Willes.

Und fand vor mir einen Briefwechsel, abwechselnd in rosa und in dunkelblauer Schrift. Die dunkelblaue Schrift, das waren Jokums Briefe, kein Zweifel. Die rosa Schrift war die von Coco. Ich begann zu lesen. Was diese Coco ihm alles über sich erzählt hatte! Es begann mit harmlosen Details aus ihrem Leben, langweiligen Details. Ich dachte an die angeblichen Geigenstunden ... und dann wurden ihre Angaben von Mail zu Mail ... wie soll ich sagen ... brisanter. Nein, es interessierte mich nicht, welche Sorte von Spitzen-BHs Coco trug. Auch nicht, welche Sorte von Kondomen sie bevorzugte (ich hatte keine Ahnung von Kondomen, jedenfalls nicht, was die Sorte anbelangt). Coco offenbar schon. (Oder sie tat so). Ich wollte eigentlich auch nicht wissen, wie sie sich einen Abend mit Jokum ausmalte und was sie alles eventuell bereit wäre, zu tun.

Mein Gesicht brannte vor Scham, als ich den nächsten Namen

anklickte – Lydia Dinger. Auch hier fand ich einen Briefwechsel in rosa und blau, und, was am interessantesten war, die dunkelblauen Briefe waren völlig anders, anders auch als bei mir. Es war jedes Mal eine andere ... Masche, mit der Jokum sich interessant machte. Er verriet allerdings nie sonderlich viel über sich selbst.

Und dann fand ich die Bilder. Es gab eine „Fotogalerie“, wieder mit Namen, und als ich die anklickte, klappte ich vor Schreck den Laptop zu. Nur, um ihn gleich wieder aufzuklappen, vorsichtig, wie eine Schlange, die beißen könnte. Die Mädchen, das sah man an den Untertiteln der Fotos, hatten die Bilder fast ausschließlich mit dem Selbstauslöser gemacht. Die meisten waren Bilder aus dem Badezimmer, wo sie sich zu diesem Zweck vermutlich eingeschlossen hatten, damit ihre Eltern nichts merkten. Sie waren (die Mädchen, nicht die Eltern) alle ... nicht sehr angezogen. Ehrlich gesagt waren sie nackt. Und die Stellungen der Körper auf den Fotos waren auch nicht das, was man unter „Schnappschuss nach dem Duschen“ abspeichern könnte. Die Daten der Fotos lagen manchmal sehr nahe beieinander – es stand außer Frage, dass das Freundinnen in irgendeiner Reihenfolge waren, so schnell kann kein Mensch sich Freundinnen zu- und sie wieder ablegen.

Das Ganze war ein abstruses ... Projekt.

Und dann, erst dann, las ich den klein gedruckten Titel der Internetseite, direkt unter der Abkürzung Umbra1:

Umbra – Ungebundene Mädels Bieten Restlos Alles

Wie weit Mädchen im Internet gehen, um den mysteriösen Jokum Brasch für sich zu gewinnen. Eine kommentarlose Dokumentation.

Ich fand meinen Namen und klickte ihn an. Da waren sie, meine Mails an Jokum, alle innerhalb einer einzigen Stunde geschrieben, alle in lächerlichem Bonbonrosa.

Darunter stand: PROJEKT ABGEBROCHEN.

Ich klappte den Laptop zum zweiten Mal zu und atmete tief durch. Einmal. Zweimal. Dann nahm ich den Bleistift, der auf meinem Schreibtisch lag, und pfefferte ihn an die Wand. Dann den Spitzer. Dann einen Kuli. Ich weiß gar nicht, was ich alles durch mein Zimmer feuerte, ehe meine Mutter die Tür öffnete und sich erkundigte, ob es mir gut ginge.

„Ja“, knurrte ich. „Wunderbar. Siehst Du doch.“

Sie schüttelte noch den Kopf, als ich an ihr vorbeistürzte und alle fünf Stockwerke wieder hinunter rannte.

Und wenn er das Projekt nicht abgebrochen hätte? dachte ich im vierten Stockwerk. Hätte ich ihm etwas über meine Unterwäsche geschrieben? dachte ich im dritten.

Da waren auch aufgezeichnete Telefongespräche, dachte ich im zweiten, irgendwo hatte es einen Link gegeben, den ich nicht angeklickt hatte ... er hatte meine Nummer haben wollen ...

Hätte ich ein Foto von mir gemacht, nackt, im Bad, für Jokum? dachte ich im zweiten Stock.

Natürlich nicht, dachte ich im ersten.

Aber vielleicht doch, dachte ich im Erdgeschoss.

Draußen saß Stefan noch immer auf der Schaukel. Er musste ziemlich lange gewartet haben.

Ich ärgerte mich, dass ich nichts mitgebracht hatte, was ich nach ihm werfen konnte, noch nicht einmal einen lächerlichen Bleistift. Deshalb trat ich gegen den Metallrahmen, der die beiden Schaukeln hielt, ungefähr ... ich weiß nicht. Ungefähr ziemlich oft.

„Dieses ... dieses Arschloch!“, keuchte ich schließlich, und ich hörte, dass ich ziemlich lächerlich klang, das dumme, verletzte kleine Mädchen. „Warum ... warum macht er das?“

„Homo homini lupus“, sagte Stefan und zuckte mit den Schultern (bitte wie?) „Es ist ein Spiel. Oder so was wie ein Spiel. Eine Jungssache.“

„Na toll! Mädchen bloß zu stellen ist ein Spiel? Dann doch lieber Matchboxautos! Was ... was denkt ihr euch dabei?“

„Einiges“, sagte Stefan. „Jokum zumindest. Ich nicht. Ich habe die Seite programmiert ohne die genauen Inhalte zu kennen. Und dann, klar, dann hab ich sie mir angesehen, und eine Weile fand ich das schon ziemlich lustig. Wie weit die Mädchen gehen, um einen wie diesen Jokum rumzukriegen ... er hat nie eine einzige von ihnen getroffen, weißt du ...“

„Hast du ihn mal gesehen? Sieht er wirklich so aus wie auf dem Foto?“

Stefan nickte. „Wir haben uns mal getroffen, weil es sich irgendwie so ergab ... in Berlin ... egal.“

„Ja“, sagte ich. „Egal.“ Und dann sah ich ihn an und wollte ihm am liebsten meine Faust mitten ins Gesicht rammen, aber das wäre wieder so lächerlich gewesen. Und es hätte mir irgendwie leid um die Brille getan. Und er guckte wieder so, so in mich hinein. Komisch.

„Du bist also genau so ein Arsch“, sagte ich.

„Quod erat demonstrandum“, sagte Stefan. „Ja. Oh si tacuissem ...“

„Noch ein Wort Latein, und ich explodiere“, zischte ich. „Eine letzte Frage - bevor ich nie, nie wieder ein einziges Wort mir dir rede. Warum hat er das Projekt abgebrochen?“

„Hat er nicht. Das habe ich dir schon gesagt. Ich habe es abgebrochen. Ich habe die Seite geblockt. Er kann dir nicht mehr schreiben, nicht von seinen existierenden Konten auf der Webseite aus. Er weiß natürlich, dass ich es war. Wir reden nicht mehr, wie gesagt.“

„Und das hast du gemacht ... weil ...“

„Weil ich schuld daran bin, dass er überhaupt auf dich gekommen ist. Es gibt tausende von hübschen Mädchen auf Facebook. Oder sonst wo. Ich ... ich habe Jokum von dir erzählt.“

„Was? Warum das denn? Du kennst mich ja nicht mal!“

„Eben. Ich habe ihm von dem Mädchen erzählt, dass ich leider niemals kennen lernen werde, weil ich für sie Mister Uncool bin.“ Er lächelte still in sich hinein, als hinge er einem sehr schönen Traum nach, der nie in Erfüllung gehen würde.

Dann verschwand das Lächeln aus seinem Gesicht. „Tut mir leid“, sagte er. Dann ging er über die Wiese davon in die eine Richtung, und ich ging in die andere Richtung.

Und fühlte mich leer. Selbst die Gefühle für Jokum waren verschwunden... Ich beschloss diesen perversen Typen und www.umbra1.de endgültig aus meinem Leben zu streichen.

Nachdem ich planlos eine Runde durch die Neubautensiedlung gegangen war, kam mir der Gedanke, dass ich auch nicht ganz unschuldig an der Sache war. Immerhin hatte ich mich ja auf ihn eingelassen. Obwohl meine Eltern mich immer davor gewarnt hatten, sorgfältig mit meinen Daten umzugehen, hatte ich ihm dummerweise trotzdem zu viel über mich erzählt, wenn man bedenkt, worauf er hinaus wollte. Allerdings hatte ich Glück im Unglück. Obwohl dieser Jokum ohne Stefan wahrscheinlich nicht auf mich aufmerksam geworden wäre, hatte mich Mister Uncool letztendlich doch vor einer Blamage bewahrt. Das war schon ziemlich cool von ihm... Vielleicht war es doch etwas ungerecht, gleich zu beschließen, dass ich nie wieder mit ihm reden wollte. Außerdem konnte man wirklich merken, dass es ihm Leid tat. Ich hatte wohl etwas überreagiert. Jedenfalls fühlte ich mich jetzt schlecht deswegen. Ich hatte vor ihn zu finden und mich bei ihm zu entschuldigen. Doch ich wusste noch nicht einmal, wo er wohnt und ich konnte schließlich nicht ganz Wolgast nach Stefan absuchen. Plötzlich kam mir eine abstruse Idee. Der einzige Ort, wo ich Stefan jedes Mal getroffen hatte, war der Spielplatz. Ohne weiter nachzudenken drehte ich um und lief zurück. Und tatsächlich! Wahrscheinlich hatte Stefan den gleichen Gedanken wie ich gehabt. Er saß auf der Schaukel, schaute mich an und auf einmal fingen wir beide laut an zu lachen. „Du hast es dir wohl auch anders überlegt, oder Pia?“

„Es tut mir leid... Ich hätte nicht so überreagieren sollen. Es ist ja zum Glück nichts weiter passiert.“, sagte ich und hielt ihm meine Hand hin. „Freunde?“ Stefan stand wortlos von der Schaukel auf, nahm meine Hand und schaute mich mit seinen grün-braunen Brillenaugen an. „Amicita!“, rief er und lachte. „Das bedeutet so viel wie „Freunde!“

Ab diesem Tag sah ich vieles mit ganz anderen Augen. Man sollte sich nicht auf Vorurteile verlassen, egal was andere Leute sagen. Stefan wurde einer meiner besten Freunde und hielt immer zu mir. Was die anderen darüber dachten, war mir egal, denn

wer sich für mich stark macht, für den mache ich mich auch stark.

Gruppe 04 - Chocho, Dascha!

Kennt Ihr das, wenn sich von einem Moment zum anderen die Welt verändert und alles anders wird als gedacht? So ging es mir nämlich und ich erzähle euch jetzt meine Geschichte.

Es war ein warmer Sommertag in einem kleinen Ort in Kasachstan und die Sonne schien sanft auf mein aschblondes Haar. Ich lag mit Sammy, meiner besten Freundin, auf einer grünen Wiese vor unserem Haus. Wir redeten über meinen Schwarm Lasko, doch plötzlich rief meine Mutter uns: „Dascha, Samantha, kommt ihr bitte mal kurz?“ Wir gingen ins Haus, aber meine Mutter sah gar nicht glücklich aus. „Samantha, könntest du bitte nach Hause gehen, ich muss noch etwas mit Dascha besprechen“, sagte sie mit leicht bedrückter Stimme.

Verwundert über diese Bitte, ging Sammy nach Hause und kaum war sie aus dem Haus, bat meine Mutter mich: „Setze dich bitte, wir müssen reden.“ Nichts ahnend setzte ich mich auf den Holzstuhl meiner Großmutter und wartete. Meine Mutter sah so traurig aus wie noch nie. „Dascha...“ Ihre Augen füllten sich langsam aber sicher mit Tränen. „Du hast es bestimmt schon mitbekommen, in Kasachstan hat ein Bürgerkrieg begonnen, wir müssen hier weg!“ Irritiert schaute ich sie an. „Wie, weg?“ Sie öffnete ihren Mund aber nichts kam heraus. Ich fragte erneut, diesmal aber fordernder: „Mama! Was meinst du mit weg?“ „Na ja“, sagte meine Mutter. „Wir müssen in ein anderes Land auswandern. Ich habe mir gedacht, wir könnten zu Tante Olga nach Bonn ziehen.“

Ich konnte nicht fassen, was ich gerade gehört hatte. Ich überlegte, was mit meiner Familie, meinen Freunden und besonders Lasko passieren würde. Ich würde sie auf jeden Fall vermissen. Ich fing an zu weinen und schluchzte: „Nein! Ich kann hier nicht weg!“ Meine Mutter nahm mich liebevoll in den Arm und sagte: „Ach Schatz...lass es uns doch wenigstens versuchen.“ Ich fing an zu schreien: „NEIN! Ich will es aber nicht versuchen!“ Wütend rannte ich in mein Zimmer und schlief ein.

„Schau mal, Dascha, das da unten sind die Lichter von Bonn!“ sagte meine Mutter. Aber ich schaute nur grimmig zur Seite. Mittlerweile saß ich schon im Flieger nach Bonn. Ich hatte die Transportbox meiner Katze Tatzitus auf dem Schoß. Sie sah Mitleid erregend aus. Genauso fühlte ich mich gerade. Wir stiegen aus, stellten uns an die Schlange mit den Koffern und schleppten sie zum Bus.

Mit dem Bus fuhren wir zu Tante Olga in die Seifenkocher-Straße. Während der Fahrt schaute ich mir den zerknüllten Zettel mit Sammys Adresse an und realisierte erst jetzt was gerade passierte.

Zu Hause bei Tante Olga angekommen, begrüßte sie meine Mutter auf Deutsch und bemerkte zuerst nicht, dass ich sie verdutzt ansah. „Oh.“ entschuldigte sie sich. Und begrüßte mich erneut auf Russisch. Meine Tante meinte, dass wir uns schlafen legen sollten. „Da vorne sind die Gästezimmer. Falls ihr noch etwas braucht, sagt ihr Bescheid.“ Ich brauchte nichts, ich wollte nur noch schlafen.

Am nächsten Morgen gab es Frühstück. Obwohl ich es damals noch nicht so gut fand, dass wir in Deutschland sind, schmeckten mir die Brötchen schon immer unheimlich gut. „Komm, wir machen einen Crash-Kurs in Deutsch, das hilft dir morgen bestimmt“, sagte meine Tante voller Freude. Doch ich schaute sie nur völlig genervt an, weil sie mal wieder auf Deutsch sprach. „Oh, ich vergaß.“ und wiederholte alles noch mal, damit ich es verstand. Der Tag verlief relativ nerven-

aufreibend, weil ich mich nicht wirklich mit deutsch anfreunden konnte, aber ich musste ja, weil ich zur Schule gehen sollte.

Ich schlief weinend ein und fragte mich immer wieder, warum ich hier war.

„Aufstehen!“ sagte Olga. „Du musst zur Schule“, nannte sie mir als Grund für das Rumgeschreie am frühen Morgen.

Ich machte mich fertig, aß Frühstück und hoffte nur, dass der Tag bald enden würde. Meine Mutter fuhr mich zur Schule und redete alles schön, als sie mich absetzte und versuchte mir Mut zu machen. Ich ging mit kleinen, leisen Schritten auf die neue Schule zu. Die Schule war riesig und am Eingang wartete bereits der Direktor der Schule auf mich. Er brachte mich mit wenigen Worten zu meinem Raum und zeigte mir meinen Platz in der Klasse. Ich sah, wie meine Klassenkameraden mich komisch anschauten, tuschelten und kicherten. Ich weiß nicht genau, was der Lehrer alles erzählt hat, aber das war mir in diesem Moment völlig egal. Unruhe braute sich zusammen bis es ganz auf einmal laut „PLIMP“ machte und eine Gruppe von Mädchen anfang laut los zu lachen. Ich spürte leichte Schmerzen von einem feuchten harten Papierkügelchen, was mir durch einen Strohhalm an den Hinterkopf gedonnert wurde und erst dann realisierte ich, dass ich nicht wirklich in der Klasse willkommen war. Doch der Horror sollte erst beginnen...

Der Horror begann, wie jeder Schrecken, unmerklich. Ich sah, dass die Papierkügelchen auch andere Schüler trafen. Das tröstete mich. Aber für mich kam etwas anderes, dagegen sind Papierkügelchen geradezu lächerlich. Die Klassenlehrerin Frau Knickebein, sie hieß wirklich so, obwohl sie schöne gerade Beine hatte, stellte mich der Klasse vor und bat alle Schüler, mich mit Rücksicht zu behandeln. Sie sagte noch etwas von Völkerverständigung und Toleranz. Ich verstand es nicht genau, aber es hörte sich so an, wie die Reden, die die Lehrer in Kasachstan auch immer hielten. Völkerverständigung und Toleranz. Schöne Worte, mit denen mein deutsches Schülerleben begann.

Am Anfang wurde über mich nur freundlich gekichert, weil ich nichts verstand und weil ich nicht verstanden wurde. Es lag bestimmt nicht nur an mir. Ich gab mir wirklich große Mühe, die deutsche Sprache zu erlernen. Ich paukte jeden Abend mit Tante Olga die Vokabeln, unregelmäßigen Verben, den deutschen Satzbau und die unglaublich verwirrenden Dativ- und Genetivregeln. Ich finde Russisch schon sehr schwer, aber Deutsch ist auch nicht von schlechten Eltern. Ich weiß nicht, wie in Deutschland sonst noch gesprochen wird, aber die Bonner sprechen sehr schnell und außerdem noch undeutlich. So kam es, dass immer gegrinst und gelächelt wurde, wenn ich etwas sagte oder etwas nicht verstand.

Besonders Ludwig, mit dem ich den Tisch teilte, hatte eine ungeheuer gemeine Art zu spotten und zu kränken. Sprach ich ein besonders schweres deutsches Wort fehlerfrei, sagte er übertrieben anerkennend: „Chocho!“, sagte ich etwas falsch, sagte er belustigt mit schnarrender Stimme: „Russki Popuski!“ Und die meisten lachten dann. Ich konnte darauf warten, es kam regelmäßig: „Chocho!“ und „Russki Popuski!“ Ich bewegte keine Miene, aber er merkte natürlich, dass ich mich tierisch ärgerte. Den möchte ich sehen, der von Bonn nach Kasachstan zieht und keine Fehler macht! Frau Knickebein schien dieses ewige „Chocho!“ und „Russki Popuski!“ nicht zu hören. Vielleicht war das für sie eine Form der Völkerverständigung und Toleranz, wenn sie Ludwigs Provokationen überhörte. Aber auch die anderen Lehrer übergingen Ludwigs Gemeinheiten. Ich bildete mir das aber nicht ein! Wenn ich Ludwig schon von weitem sah, befiel mich ein Würgereiz. Wenn er in die Klasse trat, grinsend seine Zahnücke zeigte und dann regelmäßig seine Mappe auf den Tisch feuerte, krampfte sich mein Herz schmerzhaft zusammen, Selbst im Traum verfolgte

mich sein widerliches „Chocho!“ und „Russki Popuski!“ und das Feixen der anderen. Da ich in der ersten Reihe saß, konnte ich nicht sehen, ob alle über Ludwigs primitive Witze lachten.

Mir fiel aber auf, dass die Mädchen weniger in das schadenfrohe Gelächter einstimmten und bald gar nicht mehr mitmachten. Ein Mädchen war darunter, das erinnerte mich sehr an Samantha, meine Freundin Sammy im fernen Kasachstan. Die gleichen grünen Augen, sie hatte auch ein Grübchen am Kinn und sie zeigte ein ähnliches Lächeln, wenn sie verlegen war. Sie hieß Elisabeth und der Vater arbeitete bei der Telekom. Mehr wusste ich von Elisabeth nicht. Ich hätte sie gern zur Freundin. Aber da ich durch Ludwigs Pöbeleien sehr verunsichert war, fehlte mir der Mut, ihr die Freundschaft anzubieten.

Die ganze Ludwig-Quälerei muss so mindestens drei Wochen gegangen sein. Das Grinsen von Ludwig wurde unerträglich. An einem sonnigen Oktoberdienstag, als er wieder einmal „Russki Popuski“ gewiebert hatte, beugte ich mich zu ihm hinüber und sagte mit fester Stimme: „Duell“. Er verstand nicht, das sah ich ihm an. Ich sah aber auch, dass er spürte, dass jetzt der Spaß vorbei war. Er fragte also: „Du?“

„Nein! Du und ich. Völkerverständigung! Morgen, 15 Uhr, auf der Seifenkocher-Wiese.“

Jetzt verstand er. Sein „Chocho“ klang ganz dünn. Er fummelte mit seiner blöden Tasche herum und fragte dann mit zitternder Stimme: „Und Waffen!“ Auf diese Frage war ich vorbereitet: „Keine Waffen! Faust gegen Faust.“ Ich rollte den Ärmel hoch und zeigte ihm meinen Bizeps.

Er sah ängstlich und verwundert zugleich aus. Denn er wusste ganz genau, dass er die Grenze deutlich überschritten hatte. Aber... sollte ich ihm vielleicht doch verzeihen? Vielleicht ist die Sache dann endgültig gegessen? Nein. Nein,nein,nein!!! Diese Suppe hatte er sich ganz allein eingebrockt und konnte sie auch wieder ganz allein auslöffeln. Den Rest des Schultages ersparte er mir seine primitiven Sprüche und versuchte sogar nett zu sein, aber für Entschuldigungen war es bereits zu spät.

Auf dem Weg nach Hause dachte ich über den Kampf nach. Allerdings hatte ich auch ein bisschen mehr Muffensausen als ich zugeben wollte. Meine Mutter erwartete mich bereits in der Küche mit leckerem, russischem Essen. Ein mehr oder weniger gescheiterter Versuch, mich aufzumuntern. Als sie mich nach dem Grund meiner nicht so guten Stimmung fragte, konnte ich ihr ja nicht erzählen, dass ich vorhatte einen Jungen aus meiner Klasse zum Erdfall zu bringen. Langsam wurde meine Wut auf Ludwig immer größer. Er hatte mir meine ersten Tage in Deutschland wirklich nicht leicht gemacht. Als ich den Austragungsort des Kampfes begutachten wollte, sah ich dort Ludwig stehen. Als er mich sah, suchte er aber flink das Weite. So hatte ich genügend Zeit mir die Seifenkocher-Wiese anzuschauen. Eigentlich war die Seifenkocher-Wiese ein viel zu schöner Ort um dort zu kämpfen. Wahrscheinlich würde mir Ludwig durch das Erlebnis diesen schönen Ort in meine persönliche Hölle verwandeln. In dieser Nacht quälten mich außerdem schreckliche Träume über den Kampf mit Ludwig, der bereits morgen sein sollte. Doch da musste ich durch, wenn ich dieses Kapitel endlich abschließen wollte.

Am nächsten Morgen merkte meine Mutter mir meine Nervosität an. Auch in der Schule war ich ausnahmsweise mal nicht vollkommen im Unterricht anwesend. Als der Pausengong ertönte und sich alle auf den Pausenhof begaben, merkte ich, wie Elisabeth mich leicht anlächelte und sie erinnerte mich immer mehr an Sammy. Doch den Mut sie anzusprechen hatte ich nicht. Ludwig stand bei den anderen Jungen aus meiner Klasse. Sie schauten mich abwertend an, ich denke, dass Ludwig ihnen von dem Kampf erzählt hatte. Als Ludwig bemerkte, dass ich sie mehr oder weniger beobachtete, ballte er seine Hand zur Faust und schlug sie in die andere. Das konnte

nichts Gutes bedeuten. Nach der Schule begab ich mich auf den Weg zur Seifenkocher-Wiese und mein Herz pochte wie verrückt. Als ich um die Ecke der Neubauten ging, sah ich auch schon die Seifenkocher-Wiese und natürlich Ludwig mit seinen Kumpels.

Da die Seifenkocher-Wiese ziemlich klein war, wirkte sie sehr voll. Diese Situation gab mir nicht wirklich mehr Selbstvertrauen, eher im Gegenteil. Ich wäre am liebsten im Erdboden versunken, denn ich wusste, dass wenn ich verlor, mich alle auslachen würden. Ich ging mit großen, aber dennoch leisen Schritten auf Ludwig zu. Für seine Gesellen hatte ich mir einen einfachen, aber viel sagenden Satz ausgedacht: „Husch, husch“. Glücklicherweise verstanden sie es und machten auch schon bald die Fliege. Jetzt gab es nur noch mich und Ludwig. Ich ging auf ihn zu. Es kam mir vor wie in einem alten Western. Er zählte: „1,2 und 3“.Jetzt wurde gekämpft wie echte Männer. Und kaum hatte der Kampf begonnen, holte Ludwig schon mit seiner Faust aus und haute mir in die Magenkuhle. Dagegen waren die Papierkügelchen wirklich lächerlich. Mir rollte eine Träne die Wange herunter und ich wollte schon aufgeben. Doch dann ertönte eine laute Stimme: „Hey, man schlägt keine Mädchen!“.

Ludwig zuckte zusammen. Im Sonnenlicht erschien ein Junge, er sah meiner Meinung recht gut aus und war in diesem Moment mein lang ersehnter Held. Er schien Ludwig anscheinend zu kennen, denn er fügte noch ein trockenes: „Warum suchst du dir immer die Neuen aus?“ hinzu. Schneller als wir schauen konnten, machte sich Ludwig aus dem Staub. „Ich bin Tayfun und wer bist du?“ fragte der charmante Junge. Ich wurde leicht rot im Gesicht...

„Ich bin Dascha!“, sagte ich und drehte mich ein wenig zur Seite, damit er mein Erröten nicht bemerkte. Um mir nicht anmerken zu lassen, dass mir Tayfun gut gefiel, schaltete ich einen anderen Gang ein. „Na, höre mal! Wenn ich einen Jungen verprügle, musst du mich nicht beschützen.“ Tayfun machte runde Augen und es lag Bewunderung in seinem Blick. „Du verprügelst Jungen?“

„Ich mache das nicht gern!“ sagte ich, „aber manchmal muss es eben sein. Du hast mir mein schönes Duell etwas beschädigt. So eine Sache muss man richtig zu Ende bringen, weißt du?“

„Aha!“ Tayfun trat einen Schritt zurück, so als wollte er mich etwas genauer betrachten. Er zog mit seiner Schuhspitze einen Kreis in den Sand. „So eine bist du.“ Das klang nicht nett, es klang aber auch nicht schlecht. Darin lag Anerkennung und Respekt. Wenn ich so eine war, konnten mir Frechheiten und Gemeinheiten nichts mehr anhaben. Das hatte ich durchgesetzt.

Tayfun war der erste, der es mit Respekt sagte. Aber dann schwieg er. Da er etwas schräg zu mir stand, konnte ich ihn mir richtig anschauen. Der Mund schmal. Schöne Augenbrauen. Kräftige Hände. Seine Nase war lustig. Er gefiel mir.

Tayfun schwieg und zeichnete weitere Kringel in den Sand. Er hätte wahrscheinlich den ganzen Weg zugekringelt, wenn ich nicht gefragt hätte: „Tayfun? Der Name hat bestimmt eine Bedeutung.“

Tayfun sah mich spöttisch an. „Muss ein Name eine Bedeutung haben?“

„Nicht immer. Mein Name hat keine Bedeutung. Dascha ist einfach nur ein schöner Name.“

„Ein sehr schöner Name!“ Tayfun zeichnete Kringel und nach einer endlosen Pause sagte er: „Taifun heißen die Stürme im Pazifik. Es sind gefürchtete Stürme. Sie haben enorme zerstörerische Kräfte. Ein Taifun hat meinen Vater getötet. Als es geschah, war meine Mama mit mir im sechsten Monat schwanger.“

„Dein Vater war Matrose?“, fragte ich aufgeregt.

„Nein, er war Arzt bei einer internationalen Hilfsorganisation.“

„Du trägst den Namen des Sturms, der deinen Vater zu Boden geworfen hat?“

„Da war kein Boden! Er hat ihn ins tiefe dunkle Wasser des Pazifiks gestoßen.“

„Aber warum dieser Name!“

Meine Mama sagt: „Er hat zwar verloren, aber er hat den Kampf gegen den Taifun gewagt. Sie ist sehr stolz auf ihn und spricht viel von meinem Vater. Mein Name erinnert sie jeden Tag an ihn.“

Was für ein Nachmittag! Ich hatte mich so davor gefürchtet und nun stand neben mir ein Junge, der eine lustige Nase und einen bedeutsamen Namen hatte! Er hieß nicht einfach Ludwig, wie der blöde Ludwig, der nicht wusste, woher sein Name kam. Er hieß Tayfun, tödlicher schicksalhafter Sturm. Ich spürte, wie mich dieser Sturm erfasst hatte und an mir herumzerrte. Ich befühlte meine Magenkuhle. Gott sei Dank war da kein Schmerz mehr. Tayfun, das merkte ich schon, war ein starker Schweiger. Ich hielt das Schweigen mit Mühe aus. Wenn ich nicht gesagt hätte: „Was machen wir jetzt?“, hätte er bis zum Sonnenuntergang geschwiegen.

„Jetzt?“ Seine Einsilbigkeit trübte meine Freude ein wenig, aber nur ganz wenig.

„Ich lade dich zum Eis ein“, Was sagst Du?“

„Hast du denn Geld“, frage ich.

„Eiserne Reserve!“ Ich lachte. „Meine Oma sagt immer: Wenn du einem Taifun begegnest musst du genügend Kleingeld in der Tasche haben!“

Jetzt lachte auch Tayfun.

Die schöne Eisdielen in der Koblenzer Straße hat nur zwei Tische. An einem saß der bescheuerte Ludwig und neben ihm saß Elisabeth. Als Tayfun und ich die Eisdielen betraten, grinste mich Ludwig unsicher an, zeigte dabei die Zahnlücke und sagte vernehmlich: „Chocho.“

„Hey!“ stupste Elisabeth ihn an. „Wieso ärgerst du sie andauernd, was hat sie dir getan?“ fragte sie wütend. Irritiert schaute er sie an. Jetzt fing Ludwig an zu stottern: „Aber....Elisabeth!“. Doch sie drehte ihm nur den Rücken zu und lief verärgert weg, wahrscheinlich konnte sie es nicht mehr mit so einem Angeber aushalten...Ludwig drehte sich langsam zu mir um, schaute mich böse an und ging. Jetzt waren Tayfun und ich endlich alleine. Nachdem wir uns hingesetzt hatten, herrschte wieder tiefes Schweigen. Doch zum Glück kam in diesem Augenblick der Kellner und fragte uns, was wir essen wollen. Ich nahm Spaghettieis ohne Sahne und Tayfun nahm einen Schokobecher. Ich wollte eigentlich auch einen Schokobecher nehmen, aber ich dachte Tayfun würde dann denken, dass ich ihm alles nachmachen würde. Unser Eis kam, allerdings hatte der Kellner vergessen, dass ich mein Eis ohne Sahne haben wollte, was mir aber auch nicht viel ausmachte, denn das Eis war trotzdem köstlich. Dieser Tag war so schön, er ließ mich alle meine schlimmen Erlebnisse bezüglich Ludwigs vergessen. Ich war einfach nur glücklich.

Am nächsten Schultag setzte Elisabeth sich neben mir auf die Pausenbank. „Hi, wie geht es dir?“ fragte sie leise, aber trotzdem freundlich. „Ganz gut...“, sagte ich und hatte endlich den Mut sie etwas zu fragen. „Möchtest du heute mit mir auf die Seifenkocher-Wiese gehen, dort gibt es ein neues Klettergerüst!“ Sie überlegte kurz. „Ja!“, sagte sie lächelnd und ich freute mich, dass sie zugesagt hatte.

„Ding Ding Dong!“, tönte der Pausengong und der Unterricht fing leider wieder an. Allerdings konnte auch der Unterrichtsbeginn mir mein breites Lächeln nicht wegzaubern. Nach dem Unterricht ging Elisabeth, die ich inzwischen Lisa nannte, direkt mit mir auf die Seifenkocher-Wiese. So viel Spaß wie mit ihr hatte ich schon lange nicht mehr. Wir machten alles, was ich auch immer mit Sammy gemacht hatte und dies machte mich mehr als glücklich.

Schneller als gedacht war der Nachmittag auch schon um und es war Zeit sich zu verabschieden. Doch plötzlich schien Elisabeth etwas einzufallen: „Hey, hab’ ich dir schon erzählt, dass Ludwig die Schule wechseln muss, seine Eltern ziehen in eine

andere Stadt!“ Es verschlug mir die Worte.....vor Glück!? Nein!!! So wollte ich nicht denken, ich wollte nicht so sein! Er tat mir leid, denn ich ahnte, dass es überall „Ludwigs“ geben wird...

Ich umarmte Lisa noch schnell, denn ich musste los, zu Tayfun, denn wir wollten ins Kino gehen. „Tschüß!“ rief ich ihr noch schnell zu, denn ich rannte bereits, um pünktlich am Kino zu sein.

Ich spüre, langsam anzukommen...in einem fremden Land, mit neuen Freunden...

Gruppe 05 - Dark Alley

Zeiten verändern sich, Momente vergehen & Erinnerungen bleiben.

Mist! Meine Kakaotasse ist schon wieder auf meine Hausaufgaben umgekippt. Alles ist im Moment nur furchtbar, wenn sie nur endlich wiederkommen könnten! Jetzt sind sie schon fast 3 Monate weg. Noch 8 Tage, dann sind sie wieder aus England zurück. Bisher war das die reinste Hölle, allerdings nicht nur für mich. Alexia geht es auch nicht besser als mir. Also sitze ich hier in meinem Zimmer und warte bis diese verdammten 8 Tage vorbei gehen. Seitdem die Jungs weg sind, ist ganz schön viel passiert, deswegen warte ich auf Luis, um mit ihm Klartext zu reden. Wenn ich das von Alexia richtig verstanden habe, meinte Jerome zu ihr, dass Luis mit einer gewissen Ann zusammen sein soll. Zu bemerken, dass wir EIGENTLICH noch ein Paar sind. Ganz schön komische Angelegenheit. Hoffentlich bin ich in den nächsten Tagen besser drauf.

In der folgenden Woche, habe ich überhaupt nicht an ihn gedacht. Alexia sagte, dass ich gar nicht mehr an ihn denken soll. Sie ist schon eine tolle Freundin. Immer da, wenn man sie braucht. Aber doch schwebt in mir irgendwie so ein einsames und seltsames Gefühl. Ob das etwas mit Luis zu tun hat?

Die Tage vergingen wie im Fluge und irgendwann war der 31. April da. Der Tag an dem sie aus London wiederkamen. Ich entschied, nicht zum Flughafen zu fahren. Alexa hingegen musste ja unbedingt dort hin, wegen Jerome. Circa eine Stunde nach ihrer Ankunft im Flughafen klingelte mein Handy. Ich bewegte mich langsam und mit einem leichten Bauchkribbeln zu meinem vibrierenden Telefon. Ich erhielt eine SMS von Luis: „Hey! Sag mal, wieso warst du eigentlich nicht am Flughafen? Geht es dir gut?“ Sollte ich antworten? Ich antwortete einfach mal mit: „Deshalb. Eigentlich müsstest du dir denken können, warum.“

Einige Minuten später klopfte es an der Tür. Ich ging langsam mit einem mulmigen Gefühl in deren Richtung. Als ich sie schweigend öffnete, sah ich ihn. Luis. Noch bevor er etwas sagen konnte, versuchte ich die Tür zu schließen, doch er stellte seinen Fuß zwischen Tür und Rahmen, sodass ich diese nicht schließen konnte. „Sag mal, was ist eigentlich los mit dir? Seit dem ich wieder da bin, bist du so komisch. Ist irgendetwas passiert?“, fragte er besorgt. „Nein, aber bei dir anscheinend schon!“, entgegnete ich mit finsterer Stimme. Er versuchte durch den kleinen Spalt, der zwischen seinen Füßen entstand in die Wohnung zu gelangen. Ich ließ ihn. Er sah mich bedrückt an: „Was meinst du?“ Mir drehte sich der Magen um. „Du hast mich hintergangen, stimmt’s? Gib es doch endlich zu! Du hattest in England einen andere, eine Affäre!“ Er sah mir in die Augen und sagte: „Niemals würde ich das tun. Wer hat dir das erzählt? Ich dachte du vertraust mir.“ Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, stattdessen roch ich diesen üblen Gestank, der aus seiner Kleidung kam. „Wieso riechst du so komisch?“ „Gut, weißt du, ich muss dir was sagen.“ Er führte mich in mein Zimmer. Wir setzten uns aufs Bett und ich wusste gar nicht mehr, was ich überhaupt von ihm denken sollte. Ich glaube, dass er noch die passenden Worte suchte, um mir von der Reise zu erzählen. Eine ganze Weile sagten wir nichts, bis er auf einmal zu reden anfang. „In England, da ... da war ich ... in so einer Straße, wir waren so durcheinander, Jerome und ich, weil wir uns verlieben. Es war eine pechschwarze Gasse, in der ein kleines Licht zu sehen war. Die Menschen, die dort saßen, boten uns etwas zu trinken an. Wir waren so verzweifelt, das jeder von uns das Angebot annahm.“ Ich hörte ihm aufmerksam zu, während er weiter erzählte. „Es waren Drogen Lilit, Drogen.“ Ich hörte wohl nicht richtig? Ich schwieg und dachte an eine Party auf der wir vor seiner Abreise verabredet waren. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Was erwartest du von mir? Ich

weiß nicht, was mit dir passiert ist. Das bist nicht mehr du. Wo ist der Junge geblieben, in den ich mich verliebt habe?“

„Warum bin ich das nicht mehr? Was hat sich denn verändert?“, fragte er leise. „Du weißt ja gar nicht, wie die Geschichte weitergeht.“

„Aber irgendetwas ist ... anders“, sagte ich. „Ich kann es spüren. Seit du hereingekommen bist. Und wer ist Ann?“

„Ann hat uns geholfen. Lilith, ich hatte nichts mit Ann. Was haben sie dir da bloß erzählt? Ann ist 82. Sie ist ein Medium.“ Er lachte, aber sein Lachen klang bitter.

„WIE?“

Er legte einen Arm um mich, und da war immer noch dieser seltsame Geruch an ihm, er kam vielleicht gar nicht von etwas, das er gegessen oder geschluckt hatte, ich weiß nicht, er UMGAB ihn einfach. Und er umgab MICH mit ihm, und er machte mir Angst, obwohl ich nicht sagen konnte, warum, was mir vielleicht am meisten Angst machte.

„Jerome und ich, wir ... wir haben die Leute aus der dunklen Gasse später wiedergetroffen, nachdem wir wieder bei unseren Gastfamilien waren. Wir haben uns mit ihnen verabredet, in der Stadt, und sie waren nett, weißt du. Sie haben uns einen ganz anderen Teil der Stadt gezeigt, ihren Teil der Stadt, und es gibt eine Menge dunkle Gassen dort! Verfallene Hinterhöfe, auf denen du alles machen kannst, Kunst an die Wände malen, Musik machen, eine Party feiern, was du willst, keiner schert sich drum. Wir sind oft mit denen rumgehungen, es war ... es war so anders als hier ... und wenn du in verlassenen Hinterhöfen Musik machen oder Kunst herstellen willst, musst du vielleicht auf Droge sein, keine Ahnung ... es hilft, die Musik zu verstehen ... und auch die Hinterhöfe ...“

Er verstummte. Sein Arm lag immer noch um meine Schulter.

„Und ihr?“, fragte ich nach einer Weile. „Ihr habt mitgemacht? Ihr habt dieses ... Zeug ... was auch immer es war ... auch genommen?“

Er zuckte mit den Schultern. „Man gewöhnt sich ziemlich schnell an so was. Irgendwann wollten sie natürlich Geld dafür. Und dann waren wir einmal nachts mit ihnen unterwegs, und wir haben uns gestritten ... das war wegen dem Geld ...“

„Ja?“

Er stand auf und zog mich mit sich vom Bett hoch. „Lilith“, sagte er und drückte mich ganz fest an sich. „Ich habe dich sehr gern. Ich möchte, dass du das weißt. Ich komme wieder, aber irgendwann ... irgendwann werde ich nicht mehr wiederkommen können. Ich will dich nicht allein lassen ...“

„Wie meinst du das?“, fragte ich verwirrt. „Und ... was ist mit dieser Ann ...“

Luis ließ mich los, und ich weiß nicht, was dann geschah; er war weg. Ich meine, er muss gegangen sein, klar, die Wohnung verlassen haben, aber ich habe es nicht gesehen. Er war einfach weg. Ich blinzelte. Der Geruch hing noch immer über dem Zimmer, dieser ... dunkle Geruch. Dunkel, das war es. Der Geruch war dunkel wie die Gasse, von der Luis erzählt hatte. Ich schloss die Augen. Es war ein Geruch wie von feuchter Erde und ... Abfall ... ein Abfallhaufen in einem feuchten Hinterhof ...

Ich schüttelte mich und öffnete das Fenster, um frische Luft hereinzulassen.

Ich musste mir das alles nur eingebildet haben.

Oder es kam von dem Zeug, das Jerome und Luis – noch immer? - schluckten, um die Musik der einsamen dunklen Gassen einer Großstadt zu verstehen.

Ich beugte mich aus dem Fenster. Doch Luis war unten auf der Straße nirgends zu sehen. Ich wählte seine Handynummer. Er ging nicht ans Telefon. Schließlich wählte ich die Nummer seiner Eltern, doch auch dort hob niemand ab.

Am Ende rief ich Alexia an.

„Zum Glück“, sagte ich. „Wenigstens du bist da. Ich ... ich verstehe überhaupt nichts mehr, Luis spricht in Rätseln. Was ist denn nun passiert in England?“

„Er ... er hat nichts darüber erzählt“, sagte Alexia. „Wir haben über alles Mögliche geredet, aber nicht über England. Ich glaube, Jerome will nicht darüber reden. Aber er hat etwas Komisches gesagt, Lilith. Etwas, das mir Angst macht. Er hat gesagt, er wird irgendwann nicht mehr zu mir kommen können, und das verstehe ich nicht, ich meine, jetzt sind sie doch wieder da, jetzt ist doch alles wieder gut ... und wer ist Ann? Er hat etwas von Ann gesagt ... hat Luis dir erklärt, wer Ann ist?“

„Ann“, sagte ich langsam, „ist 82 und ein Medium und hat ihnen geholfen.“

„Ann ist ein was?“, fragte Alexia. „Lilith, jetzt ist er weg, einfach so ... Jerome ... und er geht nicht an sein Handy ...“ Dann fing sie an, zu weinen, und ich sagte: „Komm, beruhige dich, das klärt sich alles auf“, aber als ich auflegte, war mir sehr, sehr komisch zu Mute.

Und dann kam der Anruf aus England.

Ich ging ran, weil ich allein zu Hause war, ich erkannte die Nummer auf dem Display. Es war die von Luis' Gastfamilie, ich hatte ihn am Anfang seiner Zeit dort ein paar Mal angerufen – ehe er dann plötzlich nie mehr zu erreichen gewesen war.

„Lilith?“, fragte die Stimme einer Frau. „Are you Lilith? We found your number here, Luis left it on a piece of paper ... Lilith, we're so sorry ... I don't know what to say ... sorry for your loss. I just talked to Luis' parents as well ... we never thought anything like this could ever happen ... I know today is the day they should have come home ... they just found them yesterday, out there in that dark alley, must've gotten into a fight or something ... probably about money, their purses and stuff was all gone ... I dunno, police thinks it must have been them people they lately got in the habit of hanging out with ... the knife was right there on the ground, next to the bodies of them boys ... o God, poor little Lilith, Luis, he was your boyfriend, wasn't he?“

„Yes“ sagte ich. „But ... he still is.“

Und dann legte ich auf, aus lauter Verwirrung, und das war dumm, denn dann fand ich die Nummer nicht wieder und konnte nicht zurückrufen. Ich hatte, ehrlich gesagt, nichts verstanden.

Ich setzte mich, einfach so, auf den Fußboden neben das Telefonschnecken, und spielte das Gespräch in meinen Kopf noch einmal ab. Und da merkte ich, dass ich es doch verstanden hatte. Aber es ergab keinen Sinn.

Es konnte nicht sein.

He was your boyfriend, wasn't he? They just found them yesterday ... a fight ... the knife was right there on the ground, next to the bodies of them boys ...

Today is the day they should have come home.

Should have.

Aber sie waren doch nach Hause gekommen. Oder?

Was sollte ich tun? War das eben gerade wirklich geschehen? Oder wurde ich letztendlich nun doch verrückt? Auf schnellstem Wege begab ich mich zu Alexia. Vielleicht konnte sie mir ja helfen. Zumindest bisher war immer sie es gewesen, die für alles eine Lösung hatte.

Ich rannte die Straße entlang, bis ich schweißtriefend ihre Wohnungstür erreichte. Ich klingelte. War sie überhaupt zu Hause? Da ging die Tür vor mir auf. Ich sah eine Gestalt mit verlaufener Schminke und triefender Nase vor mir. „Alexia? Bist du das?“, fragte ich ungläubig. Sie fiel mir sofort in die Arme und weinte und schniefte. „Jerome.. hat... Luis...und...“, sagte sie mit vor Schmerz verzerrter Stimme. „Was redest du da? Komm wir gehen erst mal rein.“ Was meinte sie wohl? „Beruhige dich erst mal.“, entgegnete ich ihr, während wir uns auf die Couch in ihrem Zimmer setzten. „Was ist nur los?“ „Die Gastfamilie hat mich angerufen und mir etwas

Schlimmes erzählt...“, fing Alexia langsam an zu erzählen, dabei wischte sie sich immer mehr die Tränen aus ihrem Gesicht. „Mich haben sie auch angerufen.“, erwiderte ich langsam. Damit wurde mir klar, dass ich es mir doch nicht eingebildet hatte und ein bedrückendes Gefühl machte sich in mir breit. „Wirklich? Sie haben mir von der Polizei erzählt, dass die beiden sich in Gefahr begaben und... dass sie nie wiederkommen werden. Sie sind tot, Lilith, tot, gestorben und sie kommen nie wieder.“, erklärte sie. Dann fing sie schon wieder an lautstark zu weinen und zu schniefen. Tränen kullerten über meine Wange. Ich wusste, was sie meinte und ich hatte mir nichts von dem eingebildet. Langsam bahnte sich die Wahrheit einen Weg in mein Bewusstsein. Meine Augen fingen an zu brennen. Ich dachte an vorhin, als Luis zu meiner Tür hereingekommen war. War er es gar nicht gewesen? Aber... auf einmal war er weg gewesen, verschwunden. Ich konnte es einfach nicht glauben, das alles konnte doch nicht wirklich sein.

Lange Zeit sagte keine von uns beiden etwas. Wahrscheinlich waren es nur einige Minuten, aber sie kamen mir vor wie mehrere Stunden. Ich wusste, dass auch sie an die gemeinsamen Zeiten dachte, die Zeit, bevor die Jungs nach England fuhren.

Am nächsten Tag als ich aufwachte, hatte ich das Gefühl, das es niemals mehr so sein würde wie früher. Ich war die ganze Nacht und den darauf folgenden Tag noch bei Alexia geblieben, die zu keiner Zeit aufgehört hatte vor sich hin zu schluchzen. Ich selbst konnte einfach nicht weinen, es ging nicht, irgendetwas in mir verhinderte das, aber ich wusste nicht, was es war. Wir hatten die halbe Nacht kein Auge zugetan und hatten immer wieder für eine Weile vor uns hin geschwiegen. Wahrscheinlich, weil jede von uns immer wieder in Gedanken den Zeiten nachhing, in denen noch alles gut, alles friedlich gewesen war. Irgendwann waren wir beide, erschöpft von Trauer und Schmerz, in einen unruhigen Schlaf verfallen. Als wir am nächsten Morgen dann wieder beide erwacht waren, schwiegen wir noch fast eine ganze Stunde, bis es schließlich aus mir herausbrach: „Alexia! Verdammt, so kann es nicht weiter gehen. Wir müssen diese Ann finden und mit ihr reden. Luis meinte, sie sei ein Medium, sie muss einfach irgendetwas damit zu tun haben!“ Einen kurzen Moment später fing Alexia wieder an zu schluchzen und meinte nur: „Nein, ich will von ihr nichts wissen, sie macht doch einfach nur alles schlimmer, nachdem Jerome irgendetwas von ihr erzählt hatte, verschwand er. Nein, ich will das nicht!“ Ihre Worte erschreckten mich. Wie konnte sie nichts davon wissen wollen, warum das hier alles geschah und wie das alles passieren konnte?! Ich musste sie also irgendwie dazu bringen, mich bei der Suche nach dieser alten Dame zu unterstützen. Nachdem ich fast den ganzen Nachmittag damit verbracht hatte, was es uns bringen würde sie zu finden und sie zu überzeugen, stimmte mir Alexia irgendwann zu: „Ja, na gut. Irgendwie hast du ja Recht, aber ich habe Angst. Verdammt große Angst, verstehst du, Lilith?“ „Ja, diese Angst ist da und man weiß nicht genau, warum.“

Später, als wir uns noch kurz darüber unterhalten hatten, wie wir vorgehen sollten, versuchte ich die Gastfamilie von Luis zu erreichen, wo aber niemand den Hörer abnahm. Nach diesem Versuch stieg die Angst, dass etwas passieren könnte oder passiert war, was Luis noch ein Stück weiter von mir entfernte. Da Alexia überhaupt nicht die Gastfamilie ihres Freundes zu erreichen versuchte, musste ich diese Aufgabe übernehmen. Und tatsächlich nahm auch eine Frau ab: „Hello, this is Mrs. Gibson speaking.“ Mir wurde ganz kribbelig am ganzen Körper. „Hey, hello. I'm Lilith Paffrath, a friend of Jerome. You know Jerome, don't you?“ - “ Yes of course I know him. I'm really sorry about your loss. You wanted something?“ - “Oh, yes, do you know Ann? She is a medium and 82 years old.“ - “Yes, yes, yes. Jerome has talked to me about her and in his case I have found a letter. A letter from Ann which I have opened. There was a little text about something they would do and her address.“

Nachdem diese freundliche Frau mir die Adresse gab und außerdem noch eine Nummer von ihrem Telefon, bedankte ich mich und verabschiedete mich gleichzeitig. Als ich auf diesen kleinen roten Knopf gedrückt hatte, spürte ich eine Erleichterung, die gleich durch meinen ganzen Körper strömte. Wir hatten schließlich die Anschrift und ihre Nummer. Wir konnten sie erreichen, vielleicht konnten wir ja dadurch schon bald wissen, was mit den Jungs passiert war. Wir tranken erst einmal einen Tee, der uns wärmte und gleichzeitig auch ein wenig beruhigte. Nach einer halben Stunde drückte ich dieses Mal den grünen Knopf, um diese Ann anzurufen. Nach wenigen Sekunden konnte ich eine quietschende Stimme hören: „Hello? Who's there? Lilith?“ Oh mein Gott diese Dame wusste meinen Namen, was sollte ich bloß sagen?

„Lilith, du möchtest mit mir reden“, sagte Anna. Auf Deutsch. „Ja, wundere dich nur, ich spreche fast alle Sprachen, die es gibt! Und deinen Namen weiß ich natürlich von Luis. Er hat immer so viel von dir geredet ... und er hat gesagt, dass du mich kontaktieren wirst. Jedenfalls, dass er es hofft.“ Sie lachte, alt und kratzig, ein Lachen wie aus einem Buch. Ich merkte, dass es mich zusammenzucken ließ. Ja, dachte ich, ich wollte mit ihr reden, ich wollte wissen, was passiert war, oder eigentlich nicht, eigentlich wollte ich wissen, dass es eben nicht passiert war, ich wollte von ihr hören, dass sich alles rückgängig machen ließ ... irgendwie ... dass man die Jungs zurück holen konnte ... Unsinn, klar. „Rückgängig“, sagte sie, ohne dass ich einen einzigen meiner Gedanken laut geäußert hatte. „Nein. Zurückholen ... das ist eine andere Geschichte. Es gibt einen Weg, Lilith. Aber den willst du vermutlich nicht hören. Wenn du reden willst, sollten wir reden. Ich kann zu euch kommen, wenn du mich lässt.“ - „Wenn ich sie ... lasse?“

„Schließ die Augen“, befahl die alte, papierne Stimme mit einem irgendwie magischen Klang. „Und wünsch es dir ganz fest ... dann bin ich da.“

„Wie bitte?“

„Morgen Nachmittag um 18.12Uhr am Busbahnhof in eurer Stadt“, sagte sie, um Meilen nüchterner. „Das ist die nächste Verbindung.“ Sie hatte aufgelegt, ehe ich noch etwas erwidern konnte. Wollte ich das? Wollte ich, dass Ann kam? War sie wirklich ein Medium, konnte sie Kontakt zu Luis und Jerome aufnehmen? Ich fragte mich, ob ich an all das glaubte. „Luis“, flüsterte ich. „Wo bist du jetzt? Du ... du warst hier ... bei mir ... aber nicht wirklich ... sag mir doch, was ich tun soll!“ Aber er war nicht da, natürlich nicht, und ich musste alleine entscheiden. Im Grund hatte ich längst entschieden. Ich würde um 18.12Uhr am Busbahnhof stehen. Ich würde mit Ann sprechen. Und ich würde einen Weg finden, Luis zurückzuholen. So absurd es klang.

„Es klingt absolut absurd!“, sagte Alexia, als wir am nächsten Tag um sechs Uhr beim Busbahnhof standen. „Ja“, sagte ich. Und dann bog der Bus in die Warteschleife ein, ein Fernbus aus London. Zwischen den müden, durchgerüttelten Fahrgästen, die er ausspuckte, konnte ich niemanden entdecken, der aussah wie ein Medium. Eine graue Katze huschte über den trostlosen Busbahnhof, zerzaust und mager, blieb neben dem Bus sitzen und begann, sich zu putzen. Ann war nicht dabei. Natürlich nicht. Was hatte ich geglaubt? Dass sie sich extra in einen Bus von London hierher setzte, nur um mit zwei jungen Mädchen zu sprechen, die sie überhaupt nicht kannte? Mit ihren 82 Jahren? „Komm, Alex“, sagte ich und zuckte die Schultern. „Gehen wir.“

„Warte“, sagte Alexia, bückte sich und streichelte die Katze. Sie strich an ihren Beinen entlang, schubberte den grauen Kopf an ihrer Hand und sah mit ihren grünen Augen zu uns auf. Nein, sie sah uns an. Erst Alexia, danach mich. Und schließlich reckte sie sich und machte einen Buckel, oder etwas in der Art, es war, als würde sie auf einmal ... wie soll ich sagen ... wachsen. Und dann, auf einmal, stand eine alte

Frau in einem grauen Wollmantel neben uns. „Verdammt unbequem in diesen Überlandbussen“, sagte sie und schüttelte sich. „Lilith? Alexia? Ich bin Ann, aber das wisst ihr schon. Gehen wir irgendwo hin, wo es etwas Anständiges zu trinken gibt.“ Es waren nicht wir, die sie führten, sie führte uns, obwohl sie doch noch nie in unserer kleinen Stadt gewesen war. Sie führte uns, um ehrlich zu sein, in eine Kneipe, und zwar die Sorte Kneipe, die ich mir noch nie auch nur gewünscht hatte, betreten zu dürfen, unter 18 hin oder her. Ich war schon häufig daran vorbeigegangen, aber weder die kleinen, niedrigen und ziemlich dreckigen Fenster hatten es mir angetan noch der langsam blinkende alte Spielautomat im Vorflur, den man durch die Glasscheiben in der Eingangstür sah. Ann nickte zufrieden, ihr schien es zu gefallen. Sie dirigierte uns in eine kleine Nische und bestellte einen Wodka und zwei Bier, die wir aus Höflichkeit tranken, obwohl es ungefähr das schlechteste Bier war, das ich je getrunken hatte.

„So“, sagte Ann, nachdem sie ihr Glas geleert hatte und es vom Barmann wortlos nachgefüllt worden war. „Ihr wollt wissen, was passiert ist. Ihr wollt eine schöne, saubere Erklärung von mir, weil ihr schöne, saubere junge Mädchen seid und in einer schönen, sauberen Welt lebt.“ Sie steckte sich eine Zigarette an, inhalierte den Rauch mit geschlossenen Augen, die wieder sehr nach Katze aussahen, und blies ihn langsam in den Raum. „Aber es gibt keine schönen, sauberen Erklärungen“, sagte sie leise. „Eure Freunde, glaube ich, hatten die schöne, saubere Welt hier in der Kleinstadt satt. Könnt ihr das verstehen? Nein, das könnt ihr nicht verstehen. Sie waren gar nicht so unglücklich, als sie sich verlaufen hatten und zu uns stießen. Wir haben ihnen den Weg nach Hause gezeigt. Oh, das haben wir, ich und die Kids, mit denen ich an dem Tag rumsaß ... wir haben immer zusammengehalten, die Kids und ich, bisschen Wahrsagen hier und da, Musik machen, Geld verdienen ... kein schlechtes Leben. Euren Freunden hat es gefallen. Sie wollten gar nicht nach Hause finden. Sie wollten das Leben gezeigt bekommen, von uns ... ein anderes Leben ... sie sind dann wieder gegangen, zu ihren Gastfamilien, ganz brav, aber sie sind wieder gekommen. Sie hatten Geschmack gefunden an den Schatten, in denen wir leben. Ja ... die Schatten ...“

„Sie haben Ihnen Drogen gegeben“, sagte Alexia.

„Wie stellst du dir das vor, meine Kleine?“, fragte Ann und lachte leise. Sie klang nicht böse, eigentlich nur ... anders. Nicht schön und sauber und jung. Ich merkte, wie ich schauderte. „Stellst du dir vor, wir haben sie gezwungen? Vergiss es. Gebettelt haben die Jungs, wie die Kinder, sie wollten aber keine Kinder mehr sein, keine Kinder in schönen, sauberen Schulzimmern ... ich hab's ihnen immer wieder gesagt, lasst es, hab ich gesagt, hört auf damit, kommt nicht mehr hierher, das ist nicht eure Welt. Eure Welt wartet zu Hause ...“ Sie zuckte die Schultern, drückte die Zigarette auf einem Bierfilz aus und zündete sich eine Neue an. „Und dann kam der Tag, an dem es schiefging“, sagte sie. „Gab Streit. Als ich hinkam, war es zu spät. Erst dachte ich, sie hätten sich mit den Kids angelegt, meinen Kids, aber die waren längst nicht mehr da. Die Taschen von den Jungs waren leer geräumt, als hätte jemand sie ausgeraubt, und da lag das Messer ... Aber ich wollte nicht glauben, dass die Kids, mit denen ich in den Schatten lebe, das waren. Sie sind gute Kinder, schwierige Familien und alles, oder gar keine Familien, haben ihre Gründe, in den Schatten zu leben ... aber gute Kinder. Na, da habe ich mich da hingestellt und bin zurück gegangen, mit dem Geist, wenn ihr versteht, man ist nicht umsonst ein Medium ... hab gesehen, was geschehen ist, ganz deutlich, die Anspannung lag noch über dem Hinterhof. Ja, sie hatten gestritten. Aber nicht mit den Kids – nein, untereinander. Es ging ums nach Hause fahren. Jerome wollte bleiben. Das Ticket zurück verkaufen. Der Gastfamilie Lebewohl sagen, ganz zu uns in die Schatten ziehen. Mein Mädchen

hol ich nach, hat er gesagt, das ist ein anderes Leben hier, hey, das ist das wirkliche Leben ... so muss man leben, wenn man jung ist, frei und auf der Straße, keine Termine mehr, kein Leistungsstress, ein Feuer in einem Hinterhof, und alles machen können, was man will ... so ähnlich hat er's gesagt. Luis wollte nach Hause. Er hat gesagt, Jerome spinnt, sie können das nicht machen, und sie sollten noch ein letztes Mal mit den Kids und mir in den Straßen Musik machen und trinken und die anderen Farben sehen, die wir ihnen gezeigt haben – und dass Jerome mit nach Hause fahren soll, er wollte ihn zwingen, aber es ist nicht gut, jemanden zu zwingen. Sie hatten beide was genommen, sie waren immer dumm und wollten sich nicht von uns sagen lassen, wie man mit dem Zeug umgeht ... sie haben sich in dem Hinterhof gebalgt wie die kleinen Jungen im Kindergarten, sich angeschrien – und irgendwoher kam dann das Messer. Einer von den Kids hatte immer ein Messer dabei, fand er besser als 'nen Löffel, hat das Zeug auf der breiten Fläche über der Flamme erhitzt ...“

Sie merkte, wie ich sie verständnislos ansah und zuckte wieder die Schultern. „Lilith, mein armes sauberes kleines Mädchen“, sagte sie und sah plötzlich wirklich mitleidig aus, „ich werde dir jetzt keine Nachhilfestunde im Gebrauch der Medizin geben, die man in den Schatten benutzt ... jedenfalls hatte er das Messer, vielleicht war es ihm rausgefallen, oder einer der Jungs hat es ihm rausgezogen, um den anderen zu bedrohen – es ging alles zu schnell. Da war ein Blitzen in der Luft, ein Schrei, noch ein Schrei, und das war's.“

Die Kids haben dann ihre Taschen geleert und sind gerannt. Das ist es, was ich gesehen habe. Sie haben sich gegenseitig auf dem Gewissen, eure Freunde. Nichts war Absicht, denke ich. Und dann ... später ... habe ich sie gerufen. Damit sie wenigstens nach Hause gehen können, um sich zu verabschieden. Es hat mich fast meine ganze Kraft gekostet ...“

Sie verstummte, und ich glaube, sie winkte dem Barman mit ihrem leeren Glas, aber genau weiß ich es nicht, weil ich plötzlich einen seltsamen Film vor den Augen hatte. Ich hatte die ganze Zeit über nicht geweint, aber jetzt heulte ich, ich konnte einfach nichts dagegen tun. Es war das Bild von Jerome und Luis in diesem Hinterhof, die sich darüber stritten, ob sie nach Hause zu uns fahren würden oder nicht, Luis hatte zurückkommen wollen, dachte ich, aber warum hatte er Jerome zwingen wollen? Niemand schien Schuld zu sein, ich konnte nicht mal die „Kids“ verurteilen oder Ann oder ihr Schattenleben, auf einmal schmeckte mein eigenes schönes sauberes Leben beinahe schal. „Sie sind also wirklich tot“, wisperte Alexia nach einer sehr langen Zeit. Ann nickte.

„Aber ... Sie haben doch gesagt, es gäbe eine Möglichkeit, sie zurückzuholen“, flüsterte ich.

„Was?“, fragte Alexia mit tränenglänzenden Augen.

Ann nickte, dann schüttelte sie den Kopf. Dann nickte sie wieder. „Es ist möglich, zu tauschen. In manchen Fällen. Wenn das ... finale Ereignis noch nicht zu lange her ist. Aber das hat noch nie jemand getan, meines Wissens nach.“ „Zu ... tauschen?“ Sie nickte. „Es muss jemand sein, der liebt. Der – oder die – den Verstorbenen liebt. Liebst Du Luis, Lilith?“ „Ich ... ich dachte, schon ...“, stotterte ich. „Und du, Alexia? Liebst du Jerome?“

Alexia nickte. „Natürlich.“ „Dann wäre es machbar. Ihr könntet tauschen.“ „Aber - wie?“ „Es muss in der Dämmerung geschehen, am nebligsten Ort der Stadt ...“ „Der Ententeich im Park“, sagte ich, und es kam mir furchtbar lächerlich vor, das zu sagen. Es war, wegen des Wassers, wirklich der nebligste Ort in der Dämmerung. Aber am Ententeich gab es einen Spielplatz, kleine Kinder rutschten dort tagsüber auf roten

und gelben Plastikrutschen, schaukelten und wippten. Ich hatte mir immer vorgestellt, wie meine Kinder dort eines Tages rutschen und schaukeln würden. Meine und ... in letzter Zeit ... Luis's Kinder. Natürlich waren wir zu jung, um an so etwas zu denken ... und jetzt war es ohnehin vorbei damit, aus und vorbei. Ich merkte, wie ich schluckte. Luis würde nie Kinder haben, die an irgendeinem Ententeich rutschen oder schaukeln konnten. Er würde nie mehr an einem Ententeich spazieren gehen. Es kam mir plötzlich unendlich wichtig vor, die Möglichkeit zu haben, an einem Ententeich spazieren zu gehen.

„Kommt morgen früh zu diesem Teich, gegen vier“, sagte Anna. Ihre Stimme war rau und heiser, als hätte sie schon viel zu viel gesagt in dieser Nacht. „Ich werde dort sein, und ich werde die Jungs für euch rufen. Dann könnt ihr entscheiden, ob ihr tauschen wollt. Eines von euren Leben gegen eines von ihren. Überlegt es euch.“ Sie lachte leise. „Ach was. Ihr werdet nicht tauschen. Niemand tauscht bei so einer Sache. Niemand hat je getauscht, in der ganzen Geschichte der Menschheit nicht. Ihr könnt sie ein letztes Mal sehen, Eure Jungs. Danach kann ich sie nicht mehr rufen. Danach werden sie für immer fort sein.“ „Tauschen“, flüsterte Alexia. „Leben gegen Leben. Nein. Das meinen Sie doch nicht wirklich?“ Aber Ann saß nicht mehr neben uns in der Kneipe. Draußen lief eine zerzauste, magere graue Katze die Straße entlang davon.

Alexia weckte mich um vier Uhr. Wir gingen schweigend zum Teich. Ich hatte meinen Eltern nichts gesagt, sie schliefen zu Hause friedlich weiter, und ich denke, Alexia hatte ihren Eltern ebenfalls nichts gesagt. „Er wollte mich nachholen, zu sich“, flüsterte Alexia auf dem Weg.

„Er wollte zurückkommen, zu mir“, flüsterte ich, „wir werden sie also ein letztes Mal sehen.“

Am Ententeich blieben wir stehen, mitten in den Nebelschwaden. Man sah die Tafel, auf der stand, was man alles im Park und am Teich nicht durfte, eine gelbe Tafel mit roten Verboten im Nebel, und einen blau gestrichenen Papierkorb. Schöne, saubere Stadt. Ich spürte, wie Alexia sich an mich drückte. „Ich hab' verdammt Schiss“, flüsterte sie. „Ich auch“, flüsterte ich. Wir hatten nicht darüber gesprochen, wer von uns wie entschieden hatte. „Ich hab' verdammt Schiss, sie überhaupt zu sehen ...“, wisperte Alexia. „Ein letztes Mal“, wisperte ich.

„Lilith“, sagte da eine Stimme aus dem Nebel, und ich fuhr herum. „Alexia?“, fragte jemand zögernd. „Schön, dass ihr gekommen seid“, sagte Ann's heisere Stimme. „Dies ist also das letzte Mal, das ihr euch treffen werdet. Und es ist kein langes Treffen. Fünf Minuten kann ich euch gewähren, mehr schaffe ich nicht. Auch ein Medium wird alt.“ Dann sah ich ihre schemenhafte Mantelgestalt auf einer Parkbank zusammensinken, erschöpft. Und ich lehnte mich an Luis, der seine Arme um mich schloss. Ann und die Drogenleute haben Seancen in ihrer dunklen Gasse abgehalten, um Geld zu verdienen, Ann gehört zu den Leuten. Sie hat versucht, die Jungs von den Drogen wegzubringen,

Man kann sie zurückholen, muss aber etwas opfern. Sich selbst?

In den nächsten drei Minuten, während mir dieser verwirrende Gedanke weiter durch den Kopf ging, redete ich mit Luis über die wunderschönen Erinnerungen an die gemeinsame Zeit, die wir hatten. Wir redeten über Träume, Wünsche und Gefühle. Mehrmals flüsterte er mir sanft ins Ohr, wie sehr er mich lieben würde und das diese vergangene Zeit eine tolle Zeit war. Als ich einmal einen kurzen Blick zu den anderen beiden warf, konnte ich sehen, dass auch sie trotz der Traurigkeit dieser wenigen letzten gemeinsamen Momente glücklich waren und einander anlächelten. Diese letzte gemeinsame Zeit, die wir hatten, diese letzten Sekunden, sie rannen dahin und waren nicht aufzuhalten. Dieser Gedanke ließ brennende Tränen über meine

Wangen fließen. Und auch über Luis' Gesicht bahnten sie sich ihren Weg, zum ersten Mal in meinem Leben sah ich auch ihn weinen.

In den letzten paar Sekunden kuschelte ich mich noch einmal ganz fest an Luis' kalten Körper. Da ließen mich Alexia's plötzliche Rufe zusammenzucken: „Schnell ihr beiden, kommt her! Ich werde es tun!“

Wir rannten die wenigen Meter zu den anderen beiden. „Wovon redest du?“ entgegnete ich ihr. Da flossen die Wörter aus ihrem Mund, so schnell, dass man hätte denken können, sie nie gehört zu haben: „Ich habe mit Jerome gesprochen. Unsere Liebe ist stark genug, sie kann auch bis ins Jenseits überdauern. Aber eure ... sie muss noch wachsen, aber ich weiß dass ihr füreinander bestimmt seid und es so sein muss. Es fühlt sich richtig an. Deswegen werde ich mit dir Luis tauschen, aber beeilt euch, die Zeit drängt!“ Entsetzt starrten Luis und ich sie an. „Nein, das kannst du nicht tun! Es waren unsere Fehler, deren Folgen wir nun ganz alleine zu tragen haben!“ sagte Luis fassungslos. „Wir haben uns nicht unter Kontrolle gehabt und wir allein, Jerome und ich, sind schuld daran, dass dies alles geschehen ist. Das kannst du nicht tun!“ Aber Alexia schien sich ihrer Sache sicher. „Ihr gehört zusammen. So muss es sein, so soll es sein. Unsere Seelen werden im Jenseits wieder zueinander finden“, sagte sie und schenkte Jerome einen liebevollen Blick. Und voller Entschlossenheit wandte sie sich an Ann: „Also, was müssen wir tun?“

Nachdem uns unser Medium mitgeteilt hatte, dass uns nur noch wenig Zeit blieb, aber sie es dennoch versuchen würde, befolgten wir rasch ihre Anweisungen. Jerome und ich richteten uns in dem Kreis, den Ann in den Sand gezeichnet hatte, jeweils nach Norden und Süden aus, während Luis und Alexia an den markierten Stellen für Osten und Westen zum Stehen kamen und von Ann an die Hand genommen wurden. Vor Aufregung zitterten meine Hände und ich sah die Unsicherheit auch in Luis Gesicht, doch Alexia sah mich an und schenkte mir ein zuversichtliches Lächeln. Mir wurde bewusst, dass dies wohl die letzten Sekunden wären, in denen ich sie jemals sehen würde, und wieder überkam mich Traurigkeit. Doch ich sah auch Luis an und mir wurde bewusst, dass sie das für uns tat, für unsere Liebe, und ich empfand unendliche Dankbarkeit. Da begann Ann auch schon, Formeln in einer mir unbekanntem Sprache aufzusagen, und auch wenn ich es nicht verstand, wusste ich doch, dass sie eine sehr alte Macht beschwor. Gleichzeitig holte sie einen scharf aussehenden Dolch aus ihrer Manteltasche und ritzte sowohl Luis als Alexia einmal über die Handfläche. Blut quoll hervor, als sie die Hände der beiden zusammenführte und miteinander verschränkte. Langsam schienen die beiden vor meinen Augen zu verschwimmen, während Anns Stimme immer lauter zu werden schien. Diese Wörter in einer anderen Sprache, die ich niemals verstehen würde. Ich schaute hinüber zu Jerome auf der anderen Seite des Kreises und auch er war völlig gefesselt von dem Schauspiel, das sich uns bot. Doch gleichzeitig wurden auch seine Umrisse immer undeutlicher. Eine unerklärliche Magie lag in der Luft. Ich sah atemberaubende Farben, Wirbel und Kreise um mich herum. Als wäre man in einer ganz anderen Welt, einer, von der ich nie gewagt hatte auch nur zu träumen. Die Luft, die Umrisse, alles schien immer mehr zu verschwimmen und mich nieder zu drücken. Ich bemerkte, wie ich langsam auf die Knie sank und das Bewusstsein verlor. Doch da hörte ich ein sanftes Flüstern in meinem Ohr, ein Flüstern, das ich als Alexias Stimme wahrnahm: „Danke für alles. Ich werde dich niemals vergessen.“ Und dann wurde alles schwarz.

Ich versuchte meine Augen zu öffnen, doch meine Lider waren schwer. Als ich endlich etwas sehen konnte, wurde mir bewusst, dass ich in meinem Bett in meinem Zimmer lag. Müde blinzelte ich. Es war tatsächlich mein Zimmer! Ich wollte

aufstehen, um irgendetwas anderes als mein Bett zu berühren, um mich von der Echtheit des Ganzen zu überzeugen. Doch irgendetwas hielt mich auf, etwas lag schwer auf meiner Brust. Als ich hinunter blickte, sah ich, was es war. Oder wer. Luis. Er schlief ganz friedlich und ruhig neben mir und hatte einen Arm um mich geschlungen. Ein Lächeln machte sich in meinem Gesicht breit und ich kletterte über ihn hinüber.

Die Treppe rannte ich hinunter, als ich in der Küche auf meine Eltern stieß, die mich völlig überrascht anguckten, nachdem ich sie beide fest umarmt hatte. Meine Mutter fragte mich, warum ich noch nicht fertig sei. Luis und ich sollten uns beeilen. Verwundert fragte ich, wofür. Darauf entgegnete mein Vater: „Ach meine Kleine, hast du es denn ganz verdrängt? In einer Stunde ist doch die Beerdigung von Alexia.“ Also war das alles doch geschehen. Alexia war fort, genauso wie Jerome. Plötzlich stand Luis auch schon fertig im Anzug neben mir, umarmte mich und drückte mir einen Kuss auf die Stirn.

Auf der Beerdigung wurde mir bewusst, dass ich kaum Traurigkeit empfand. Alle um mich herum weinten, da sie dachten, dass Alexia bei einem Autounfall schmerzhaft ums Leben gekommen war. Doch ich, und auch Luis, wussten es besser. Alexia war nicht schmerzhaft gestorben. Sie war mit Liebe im Herzen von uns gegangen, um mit ihrem Jerome zusammen sein zu können. Und damit Luis und ich eine gemeinsame Zukunft haben würden. Und sie war nicht fort. Sie war noch immer bei uns. Und vor allem war sie bei mir, in meinem Herzen, und ich würde sie nie vergessen.

Gruppe 06 - Auf Wolke Sieben

Die Sonne blitzte noch einmal kurz auf um Tschüss zu sagen, bevor sie hinterm Horizont verschwand. Ihr müsst wissen, dass die Natur hier in unserer Welt sprechen kann. Unsere Welt ist nämlich was ganz besonderes. Wir leben hier auf Wolke 7 und das ist wortwörtlich gemeint. Wir haben viele Traditionen und doch ist unsere Welt nicht von gestern. Hier ist die Natur unser Zuhause. Die Natur ist sogar unsere Religion; wir beten Mutter Natur an, die jeden Tag in Gestalt der Sonne zu uns kommt. Doch ich werde mich später genauer mit euch unterhalten. Jetzt muss ich erst mal diesen coolen Typ da vorne kennen lernen. Bis später!

„Hey, du da drüben. Du bist doch eine Maristinerin. Aber ‘ne verdammt heiße.“ sagte der Typ, den ich kennen lernen wollte. Die Tatsache dass er ein Skyliner war, hielt mich nicht davon ab, ihm zu antworten: „Danke, gleichfalls. Du weißt schon, dass wir uns eigentlich gar nicht unterhalten dürfen, oder?“, sagte ich während ich langsam auf ihn zuing. „Stört mich nicht. Abgesehen davon, ich versteh´s sowieso nicht.“

„Ich ehrlich gesagt auch nicht, wie kann man sich um eine Kette streiten!“ Ich traute mich wirklich mit so einem heißen Typen zu unterhalten. Wow! Und er ist wirklich nicht von schlechten Eltern. Denn er hat schwarz- glänzendes Wuschelhaar und seine Augen sind eisblau und verträumt. Er hat Anzeichen von Armmuskeln und ein wirklich geiles Sixpack. „Hey Manila! Was machst du da mit unserem Feind?“, schrie mein Vater von hinten. „Sorry ich geh dann mal besser. War schön dich kennen zu lernen. Doch können wir uns auf der geheimen Insel treffen? Uns darf niemand sehen. Dieser Ort ist menschenleer“, sagte er und lief davon. Ich trottete traurig zu meinem Vater und folgte ihm in unseren Wald.

Auf dem Weg belehrte mein Vater mich zum tausendsten Mal über die Feinde. Voll uninteressant!

Vater sagte natürlich seinen Lieblingssatz: „Später wirst du mich verstehen, meine liebe Manila!“ Er sagte ihn zum millionsten Mal und damit er ihn nicht zum einemillionundersten Mal sagen musste, antwortete ich: „Jaja, du hast Recht Papi, aber jetzt ist jetzt und später kommt der Wurzelpeter.“

Meine Frechheit würde Folgen haben. Das war klar. Ich kannte meinen Zuckerpapa gut. Er holte also erwartungsgemäß Luft und klappte den Mund auf und dann wieder zu, weil in diesem Augenblick der Mond aufstieg und mit freundlicher Stimme „Guten Abend, liebe Leute!“ säuselte.

„Na ich hoffe doch!“, gab ich knurrend zurück.

„Wie sprichst du mit unserem göttlichen Nachtgestirn!“, fragte mein Vater.

„Ich glaube“, sagte der Mond mild lächelnd, „sie hat es nicht so gemeint.“

„Eine Maristinerin wirft sich zu Boden, wenn der Mond mit ihr spricht“, sagte der Vater. „Okay“, sagte ich und warf mich zu Boden.

Da lag ich also, mit der Nase am Boden und fand, dass diese Position meinen momentanen Zustand sehr gut kennzeichnete. Mir ging dieser Skyliner nicht aus dem Kopf. Seine unwirklichen Augen und dieses metallische Glänzen in seinem Haar beschäftigten mich mehr, als mir lieb war. Ich lag also da und dachte daran, wie er sich in meiner Lage wohl entschieden hätte. Er würde sich bestimmt nicht vor dem Nachtgestirn und seinem Vater in den Staub werfen. Soweit geht sein Respekt vor den Obrigkeiten ganz sicher nicht. Er würde sich, so malte ich es mir aus, breitbeinig hinstellen, den obersten Hemdknopf öffnen und Vater und Mond mit seinen blitzblauen Augen förmlich durchbohren. Ach, du kühner Skyliner! Ich wusste von Skylinern fast gar nichts. Nichts, nichts, nichts. Ich wusste nur, dass mein Skyliner, der mich gerade mächtig beschäftigte, nichts mit dem fürchterlichen Bild des

Skyliners, das die Eltern, Lehrer und Polizisten immer beschworen, zu tun hatte. Mein Skyliner war ein sehr besonderes und obendrein interessantes Exemplar, das ich in meinem kleinen Maristiner-Leben unbedingt wieder sehen musste.

„Nun steh wieder auf, meine Tochter“, sagte Vater, „Du musst keine Wurzeln schlagen.“ Solche ätzenden Sätze sagte er immer. Er fand sie wahrscheinlich obercool und merkte gar nicht wie extrem uncool sie in Wirklichkeit waren. Wenn ich eines Tages Kinder habe, werde ich nicht so mit Ihnen sprechen, das wusste ich jetzt schon.

Ich erhob mich langsam, klopfte den Staub von meinem Kleid, strich es glatt und hob den Blick. – Nein! Hinter meinem Vater stand mein Skyliner. Seine Augen leuchteten durchdringend und hell. Er hielt etwas, das wie eine Eisenstange aussah, hoch über seinem Kopf und flüsterte: „ Wolke Sieben!“

Ja, da stand er nun direkt hinter meinem Vater und hielt ein Horn eines Einhorns in die Höhe. Und ich, was mache ich? Ich fange natürlich an blöd zu grinsen. „ Was ist denn meine Tochter?“ fragte mein Vater verwirrt. Manila, jetzt lass dir mal ganz schnell etwas einfallen. Aber pronto. Sonst wird mein Vater merken dass ich mich in den Feind verliebt habe. Also sagte ich schnell: „ Eigentlich nichts, mir knurrt nur die ganze Zeit der Magen. Ich habe fast den ganzen Tag nichts mehr gegessen. Komm wir gehen, Vater.“ Mein Vater grinste von Ohr zu Ohr und war mega stolz auf mich. Ich schenkte meinem Skyliner einen letzten Blick und verschwand in den Wald.

Als wir zu Hause ankamen, tanzten die Mädchen ums Feuer. Leider war ich zu spät. Mit diesem Tanz drücken wir aus, dass wir der Natur für die gute Jagd danken. Denn zum Abendessen gibt es Einhorn. Oh wie lecker! Es war schon goldbraun gebraten. Nach dem Essen setzten wir uns ums Feuer und erzählten über unseren Tag. Ich dachte mir, dass jetzt der richtige Zeitpunkt wäre um meinem Vater zu erzählen, dass ich morgen nicht da bin. „ Papa, ich wollte dich um etwas Wichtiges bitten. Morgen wollte ich den ganzen Tag wandern und würde bestimmt nicht zum Abendessen da sein. Aber ich kann mir selbst etwas sammeln. Ich würde ein Lager aufschlagen und morgen wieder kommen. Ich kenne nur einen Bruchteil unseres Landes. Darf ich?“ Vater überlegte und plötzlich hellte sich seine Miene auf. „ Das ist meine Tochter! Eine Pilgerreise als Entschuldigung an die Mächte. Ja, du darfst!“ Natürlich war das alles nur gelogen, um meinen Skyliner wieder zu sehen.

Am nächsten Morgen brach ich schon vor Sonnenaufgang auf. Ich wollte so schnell wie möglich bei ihm sein.

Als ich endlich ankam, stand er da unter den Bäumen im Schein der Sonne. Seine schwarzen Haare glänzten. Er sah aus wie eine Gottheit. Ich warf mich um seinen Hals und er küsste mich so leidenschaftlich, dass ich mich wie Rose auf der Titanic fühlte. Es war wie ein Feuerwerk. Wow!

So flogen wir auf einem Pegasus zu unserer Insel rüber. Es ist so schön in seinen muskulösen Armen zu liegen. Einfach romantisch. Die Sonne flüsterte: „Wahre Liebe kennt keinen Streit.“ Die Sonne lächelte uns milde zu. Als wir angekommen waren, liefen wir in Richtung Strand. Natürlich Hand in Hand, und ich konnte einfach nicht aufhören zu grinsen. Wir schmissen uns mit Klamotten ins Meer und dachten gar nicht daran, wie nass wir danach sein würden.

Nach einiger Zeit liefen wir wieder raus und legten uns klatsch nass in den Sand. Sein Gesicht war so nah an meinem, dass ich meine Lippen auf seine presste. Dieser Kuss war noch leidenschaftlicher und schöner als zuvor. Ich fühlte mich wie das glücklichste Mädchen der Welt. Wie auf Wolke sieben.

„Was soll dass denn werden?“, rief es aus dem Hintergrund.

Mein alter Gefährte, der gute alte Mond betrat die Himmelsbühne. Na, wunderbar! Ich war sauer. Ich war so sauer, dass ich mich nicht, wie es meine maritimenische Pflicht gewesen wäre, auf den Boden warf. Stattdessen schleuderte ich dem Himmelskönig böse Blicke entgegen und sagte: „He, Alter zisch ab, es passt gerade absolut nicht!“ Die Bäume erzitterten. Der Pegasus hob nervös seine weißen Schwingen. Die Blümchen schlossen die Kelche. Die Vögel in den Bäumen verstummten. Alles rings um uns erwartete ein Donnerwetter. Mir wurde auch ganz anders, als der Mond ungläubig zwinkerte. Aber als ich meinen Geliebten sah, war die Angst verflogen. Er erhob sich stolz, baute sich, wie es sich für einen Skyliner geziemte, vor dem Mond auf und wiederholte mit lauter Stimme meinen Satz: „Zisch ab. Es passt gerade nicht!“

Was dann geschah, lässt sich kaum mit Worten schildern. Der Mond zischte natürlich nicht ab. Er war eine Gottheit. Einer Gottheit kann man nicht sagen, dass sie abzuzischen hat. Ich wusste es ja damals schon. Aber ich war verliebt, dafür sollte doch eine Gottheit Verständnis haben. Der Mond sprach: „Wenn hier einer abzischt, dann bin ich es nicht!“ Seine Stimme und die Art, wie er das sagte, erinnerten mich ungeheuer an meinen Vater. Der Mond drehte sich ein wenig hin und her und brachte mit der Gravitation seiner riesigen Bewegungen das Wasser rundherum zum Schaukeln. Der Pegasus scharrte mit den Hufen, was wohl bedeuten sollte: „Fertigmachen zum Abflug!“ Wind kam auf. In wenigen Sekunden entfaltete sich ein unglaublicher Sturm. Die Wellen wurden mächtiger und es war klar, wenn das so weiterginge, wäre es um uns geschehen. Ich sah meinen schönen Skyliner an und sah, dass in seinen Augen die Angst glimmte. Der muskelbepackte Traumgeliebte zitterte unmerklich. Er hielt sich an einem dünnen Bäumchen fest. Ich wollte nach seiner Hand greifen, aber er ließ den Baum nicht los.

Der Sturm orgelte und ging in ein widerliches Donnern über. Das Wasser krachte mit mächtiger werdenden Schlägen gegen den Strand. Riesige Wellen bauten sich vor uns auf. Die Bäume verloren den Halt und fielen krachend zu Boden. Der Pegasus legte die Flügel an und stemmte sich schräg gegen den Wind. Ich musste mich auch gegen den Sturm stellen. Um uns war nur noch Wasser und Wind. Ich verengte die Augen zu schmalen Schlitzen und rief in den brüllenden Sturm: „Skyliner! Was sollen wir machen?“ Ich konnte mich nur mühsam umdrehen, weil jede unachtsame Bewegung meine Stabilität zunichte machen konnte. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, dass der Skyliner verschwunden war. Na, gute Nacht! Ich drehte mich um und eine Monsterwelle warf mich zu Boden. Ich krallte mich an einem Strauch fest und versuchte aufzustehen. Als ich es mit Mühen geschafft hatte, sah ich, dass der Skyliner auf dem Pegasus saß, Er schlug mit seiner Reitpeitsche wie wild auf das wunderschöne Tier ein, das, die nassen Flügel, wild um sich schlagend, versuchte sich zu erheben.

Was war das für ein Skyliner! Ich musste losheulen. Ich hatte eine Riesenwut. Als ich die Augen öffnete, hatte sich der Pegasus erhoben. Er flog wie ein Jumbo-Jet schräg gegen den Wind und war nach drei, vier Flügelschlägen verschwunden.

Wenn mein Herz jetzt aufhören würde zu schlagen, es hätte mich nicht überrascht. Ich heulte. Ich war wütend. Dieser Schönwetter-Skyliner! Diese Null!

Der Mond musste meine Verzweiflung wahrgenommen haben. Diese Strafe fand er ausreichend. Schlagartig wurde es ganz still. Ich hockte an dem verwüsteten Strand der Wolke-Sieben-Insel und weinte.

Nach ein paar Stunden hatte ich mich wieder einigermaßen im Griff, stand auf und sah aus wie ein Sandwurm. Wie sollte ich nun wieder aufs Festland kommen? Nicht nur, dass ich alles verloren hatte, würde ich jetzt auch noch bis zum Ende meiner Tage auf dieser verfluchten mit lauter Sand bedeckten Wolke festsitzen. Ich lag

falsch, ich hatte mich doch noch nicht richtig im Griff. Alles kam noch mal hoch. Die Wut auf den Typ, dem ich so bedingungslos vertraut hatte, die umsonst gewesenen Mühen unsere Liebe zu retten und die Verzweiflung über meine aussichtslose Lage. Als ich völlig zusammenzubrechen drohte, erschien ein fliegender Rochen. Er glitt geschmeidig durch die Lüfte. Mein Retter war nicht irgendein Rochen, sondern der große Shan. Majestätisch brachte er mich aufs andere Ufer. Was ich da sah haute mich glatt um, denn da stand er: mein Skyliner. Ich freute mich so, doch meine Wut war auch noch nicht verschwunden. Als Shan landete, breitete der Skyliner seine muskulösen Arme aus, doch beachtete ihn nicht und ging weiter. Er lief mir hinterher und rief: „Manila bleib bitte stehen. Ich kann dir alles erklären!“ Ich konnte nicht anders, ich fing an herzerreißend zu weinen. Von hinten erklang eine sanfte Stimme: „Das war alles nur ein Trick, damit der Mond uns in Ruhe lässt und wie es scheint, hat es geklappt. Und wo wir gerade bei der Wahrheit sind, mein Name ist Tai, das heißt so viel wie „die Begabung“. „Aber wieso hast du mir nichts gesagt?“, fragte ich und drehte mich um. „Weil der Mond meinen Plan doch nicht durchschauen sollte. Bitte verzeih mir. Du bist die Frau meiner Träume. Willst du mich heiraten?“, fragte er auf Knien. Ich war sprachlos. Mein Mund stand offen und es kam kein einziges Wort heraus. Wie peinlich! Doch nach einer Weile fiel mir etwas ein. „Es ist mein Traum deine Frau zu werden, doch die Gefahr, dass uns unsere Eltern auseinander reißen besteht immer noch!“ Er nahm meine Hand und flüsterte mir zu: „Wir stehen das zusammen durch, mein Schatz. Vielleicht sollten wir uns stellen.“ „Aber du weißt schon, dass wir damit einen Jahrhundertkrieg anzetteln oder?“, gab ich ihm zu denken. Er lächelte und antwortete: „Na und, sollen sie kämpfen. Unsere Liebe wird dadurch doch nur stärker, weil wir füreinander bestimmt sind. Das weißt du, so wie ich.“

Auf dem Weg zum Stamm von Tai schlotterten meine Knie vor Aufregung. Ich hatte Angst, dass der Krieg uns auseinander reißen würde. Oder noch schlimmer: Was wäre, wenn einer von uns... Das wollte ich mir nicht mal vorstellen. Die Eltern von meinem Verlobten warteten schon. Und als sie uns zusammen sahen, liefen sie auf uns zu. Sein Vater fragte: „Sohn, ich hoffe, dass du sie gefangen genommen hast und nicht das Gegenteil.“ Tai antwortete ganz lässig und mit blitzenden Augen: „Sie ist keine Gefangene, Vater. Sie ist meine Verlobte und ich werde sie heiraten. Egal was du davon hältst.“ Das hätte Tai nicht sagen dürfen, denn sein Vater war außer sich vor Wut. Er tobte wie ein Taifun. Erschrocken stellte ich mich hinter Tai und der beschützte mich wie ein Held. Sein Vater fluchte: „Wie kannst du uns nur so demütigen und dich mit unserem Feind verbünden? Du musst verstehen, dass du ein Skyliner bist.“ Daraufhin ging der Vater in die Richtung meines Stammes. Als er ankam, zog er sein Schwert und erklärte meinem Vater den Krieg.

Dieser zog seinen Säbel ebenfalls und so ging es los. Alle Männer aus meinem Stamm stiegen mit ein und die ersten Schreie folgten. Es war unerträglich, also verschwand ich im Wald und lief auf meine Lichtung. Doch dann fiel mir auf, dass Tai nicht da war. Also musste er ja mitten im Gefecht sein und mitkämpfen. Ich drehte mich um und lief zurück zu dem Platz, auf dem der Kampf gerade erst richtig losging, um ihn zu retten. Einen Moment hielt ich inne, um das Ausmaß des Krieges zu begreifen. Überall herrschten kleine Gruppenkämpfe. Der Platz war erfüllt von Schreien verschiedenster Art: Jubelrufe, wenn der derzeitige Gegner gefallen war, Angstschreie, wenn irgendjemand nicht mehr entkommen konnte oder am schlimmsten die Schmerzensschreie der Sterbenden. Inmitten aller Schreie hörte ich Tai. Er schrie vor Schmerzen. Ich lief in die Meute hinein und dort lag er. Tai krümmte sich vor Schmerzen, einen Dolch in seiner Seite. Seine Schmerzen waren unerträglich für mich. „Hört sofort auf!“, schrie ich in die Menge. „Soll alles so

enden? Dass Familien auseinander gerissen werden indem die Männer sterben? Soll immer Krieg herrschen? Was hat das für einen Sinn? Ich liebe Tai über alles und wenn er wegen diesem Krieg stirbt, werde ich es euch nie verzeihen!“ Mir liefen die Tränen übers Gesicht und alle hielten inne. Mein Vater kam von hinten und tröstete mich liebevoll. „Manila, ich möchte, dass du glücklich bist, mit ihm.“ Zu der Horde der Gegner sagte er: „Ich möchte mich nicht mehr mit euch bekriegen.“ Eine Heilerin unseres Stammes hatte sich derzeit liebevoll um Tai gekümmert und ihm ging es wieder besser. Unsere Väter sprachen miteinander und lachten. Ja sie lachten über diesen doofen Krieg. Sie schüttelten sich die Hände und auf einmal verstanden sie sich prächtig. Alle kamen zu uns, dem glücklichen Liebespaar, und ließen uns hochleben. Da liefen aus beiden Heeren Männer und Frauen aufeinander zu. Also waren wir gar nicht die einzigen oder die ersten, die sich in den Feind verliebt haben. Wir waren bloß die ersten mit genügend Mut. Die Stimmung, die nun herrschte war kaum zu beschreiben. Es war wie pure Glückseligkeit, ein Gefühl, dass alle Sonnen auf einmal für uns aufgehen ließ. Es hatte sich so viel geändert. Über Nacht wurde unsere verbotene Liebe zum Symbol einer neuen Zeit, eines neuen Sonnenaufgangs, einer besseren Welt.

Gruppe 08 - Der rätselhafte Tornado

Normalerweise beginnen ja Geschichten immer mit etwas Gutem, aber nicht diese. In dieser Story geht es um einen achtjährigen Jungen, der seine Eltern verloren hat. Es ist noch gar nicht so lange her, es war, glaube ich, im letzten Sommer. Die Familie Wagner war gerade auf dem Weg zum Strand, als ein Tornado über die Straße fegte. Vor lauter Schreck blieb die Familie, mit den Fahrrädern stehen. Bis auf den kleinen Max, er fuhr, so schnell es ging, vor dem großen Wirbelsturm weg. Er dachte nicht daran, dass er seine Eltern vielleicht nie wieder sehen wird. Bis Herr und Frau Wagner verstanden haben, was dort auf sie zukommt, war schon alles zu spät. Der Tornado riss sie in die Höhe und ließ sie nicht wieder los. Max hörte hinter sich die Schreie von seiner Mama, er sah wie sie in die Lüfte gerissen wurde. Max blieb stehen, drehte sich um und schrie vor Angst, ihm würde dasselbe passieren. Nach diesem Schock radelte er weiter weinend nach Hause. Nebenbei hoffte er, dass sein Papa nicht in den Sturm gerissen wurde.

Nach einigen Tagen kam seine Oma zu Besuch. Sie wusste, von diesem Unglück nichts. Die letzten Tage saß Max zu Hause und wartete darauf, dass es klingelt und sein Papi vor der Tür steht und ihn mit leuchtenden Augen ansieht und sagt, dass er seinen Schlüssel beim Suchen nach seiner Mami verloren hatte. Als es klingelte, lief er aufgeregt zur Tür. Er machte sie auf und wollte schon Mama schreien, da stellte er aber fest, dass es nur Oma war, die jetzt die gleiche Haarfarbe hatte, wie seine Mutter sie gehabt hat. Seine Grandma kam herein und fragte, ob er alleine zu Hause sei. Da antwortete Max mit trauriger Stimme: „Ja, das bin ich. Mami wurde von einem großen Rüssel verschluckt und jetzt warte ich darauf, dass Papi wieder nach Hause kommt. Ich bin jetzt schon seit einer Woche hier alleine zu Hause. Und ich habe Angst, dass ich jetzt ganz alleine bin. Ich bin auch die ganze Woche nicht zur Schule gegangen, weil Mama immer gesagt hat, dass ich noch nicht alleine gehen darf und ich habe mich nicht getraut, meine Mitschüler zu fragen, ob wir zusammen zur Schule gehen.“ Die Omi von Max schaute ganz verbiestert, sie wusste nicht so genau, was sie sagen sollte. Da klingelte es und ein Mann im Anzug stand vor ihnen. Er sagte: „Guten Tag, ich bin der Herr Huber, ich komme von der Polizei, wie sie sicher schon an meinem Fahrzeug erkennen konnten. Ich möchte gerne etwas mit der Frau Wagner senior besprechen. Sind Sie das?“ Die Oma antwortete verdutzt: „Ja, die bin ich, aber wieso wollen Sie etwas mit mir besprechen, ich habe doch gar nichts angestellt.“ „Nein, haben Sie auch nicht, es geht um etwas völlig anderes. Als erstes möchte ich Sie bitten, mich herein zu lassen und den kleinen Jungen in ein anderes Zimmer zu stecken. Das, was wir besprechen müssen, soll er von Ihnen und nicht von mir erfahren.“ sagte der Polizist. „Okay, Schatz, gehst du bitte hoch in dein Zimmer und spielst ein wenig mit deiner Autorennbahn? Ich muss hier unten mit dem netten Herrn nur kurz etwas Wichtiges besprechen.“ „Ja, Omi, das mache ich. Aber du musst mir nachher alles ganz genau erzählen.“ „Ja, mein Kleiner, das werde ich tun. Aber geh jetzt erst einmal nach oben.“ sagte Max' Oma zu Max.

Max Wagner ging sehr langsam nach oben. Stufe um Stufe. Er hätte gern den ersten Satz des merkwürdigen Polizisten mitbekommen. Oma rief: „Mach hinne, Max!“ Oma konnte manchmal wirklich sehr verletzend sein. Max beschleunigte das Treppensteigetempo um ein wenig. Der Name Huber klang wie eine Erfindung. Huber oder Schuber oder Buber hießen die Polizisten in den billigen Krimiheftchen. Die hatte seine Mami immer gern gelesen, um sich von den wissenschaftlichen Büchern zu erholen, die sie im Institut lesen musste. Und wie der Typ gezwinkert hat! Wie ein schlechter Serienschauspieler. Irgendetwas stimmte an dem nicht. Oben angekommen, warf Max seine Zimmertür lauter als sonst zu. Im Zimmer schlich er

auf Zehenspitzen zum Fenster, hockte sich unter den Tisch und legte das Ohr an den Heizkörper. Oma konnte nicht wissen, wie hellhörig das Haus war, und dass die Heizkörper in den Zimmern, die übereinander lagen, fast wie Telefone funktionierten. Eigentlich war dieser Zustand furchtbar, weil die Wagner-Eltern immer mitbekamen, welche Musik Max hörte. Und Max konnte manchmal nicht einschlafen, wenn Mama und Papa damals – das ist schon so lange her – fernsahen. Aber jetzt war Max froh, dass er hören konnte, was da unten los war.

Max legte also das Ohr an die Heizung – zum Glück war heute nicht geheizt worden – und hörte den komischen Polizisten brummen: „Eine Million, eine Million!“ und Oma sagte mit hoher Stimme: „Das kann nicht sein, das kann nicht sein!“ Und der Huberpolizist sagte wie ein Nachrichtensprecher: „Lösegeld! Lösegeld!“ und dann mit gepresster Stimme „Parole: Tornado!“

Dann jammerte Oma: „Gottogott, o Gottogott, o Gottogott!“ Und dann war es sehr still. Absolut still! Grabesstille! Max strengte sich mächtig an, er war, wie man so sagt, ganz Ohr. Aber er hörte absolut nichts. Was war da unten los? Hatten die sich in Luft aufgelöst? Plötzlich schlug, in die Stille hinein, draußen eine Autotür zu, ein Motor heulte auf, Reifen quietschten und dann war es totenstill. „Der ist weg“, flüsterte Max und kroch unter dem Tisch hervor. Er schlich zur Tür und öffnete sie einen Spalt breit. Er blickte ins Dunkle des Korridors und als seine Augen sich an die Finsternis gewöhnt hatten, erkannte er, dass der merkwürdige Huberpolizist vor seiner Tür stand. „O!“ sagte Max Wagner sehr leise und schloss die Tür lautlos. Er hielt die Luft an. Stille. „Wo ist Oma?“ Tausend Fragen rasten durch Max´ Schädel. „Ist Oma mit dem Auto gefahren? Oma kann doch gar nicht Auto fahren! Und was will dieser Polizist vor meiner Tür? Und was heißt Parole Tornado?“

Max Wagner stand mit angehaltenem Atem im Zimmer und wartete darauf, dass etwas passierte.

Der Polizist klopft an die Zimmertür und rief: „Max, ich weiß, dass du da drin bist, mach bitte die Tür auf.“ Max rief laut: „Nein, was wollen sie von mir? Und wo ist meine Oma?“, fragte er. Mach die Tür auf und ich sag es dir. „Okay, ich öffne sie“, sagte Max. Kommst du mit in die Küche, da erzähl ich dir alles in Ruhe. Nun gingen sie beide in die Küche und der Polizist erzählte Max alles. Max, deine Oma musste ich ins Krankenhaus einliefern lassen, weil sie völlig fertig war und vor meinen Augen zusammengebrochen ist. Die Ärzte konnten noch nichts sagen, aber sie werden sich heute noch melden. Da du noch zu jung bist, um dich allein zu verpflegen, musst du entweder zu einem anderen Familienmitglied oder leider erst einmal ins Kinderheim“, sagte der Polizist. Hm ... ah ich wüsste da noch ein Familienmitglied. „Ja dann los, kannst du dort anrufen?“, fragt der Polizist. „Ja klar, geben Sie mir 10 Minuten“, sagt Max.

„Hallo ? Tante Polly?“, fragte Max. „Hallo Max, schön das du dich mal wieder meldest, wie geht es dir denn?“, sagte Tante Polly. Daraufhin Max: „Gut, aber das ist jetzt egal, ich habe ein Problem. Mami und Papi sind doch vom Wirbelsturm weg gerissen worden und dann hat Oma auf mich aufgepasst. Die wurde aber ins Krankenhaus eingeliefert. Warum, ist noch unklar und jetzt bin ich allein, könnte ich vielleicht zu euch kommen?“ Tante Polly sagte: „Max beruhige dich erst mal. Natürlich, wir kommen aber dann zu dir. Okay? Damit du nicht von Oma weg musst. Wir nehmen das nächste Flugzeug nach Houston .Wir sind dann Morgen gegen 12:00 Uhr da.“ sagte sie.

„Gut, dann bis morgen, ich freu mich schon“, sagte Max. „Herr Huber, meine Tante kommt morgen“, sagte Max. „Sehr schön Max, dann kommst du heute mit zu mir nach Hause“, sagte Herr Huber. Plötzlich klingelte das Telefon Max ging ran und sagte: „Max Wagner.“ „Hallo Max, hier spricht der Chefarzt vom Krankenhaus in

Houston. Deiner Oma geht es besser, sie hat wahrscheinlich Diabetes und muss noch ein paar Tage hier bleiben, aber dann sollte alles genau geklärt sein.“

„O mein Gott, meine Oma hat Diabetes“, sagte Max. „Das ist nichts Schlimmes, damit kann man leben“, sagte der Polizist, „Aber jetzt komm erst mal.“

Am nächsten Morgen ruft Tante Polly an. Sie meinte sie ist gleich da. „Herr Huber, meine Tante ist gleich da, könnten wir zum Flughafen fahren und sie abholen?“, fragte Max.

„Ja klar, komm, ab ins Auto“, sagte Herr Huber. Am Flughafen angekommen, warteten sie schon. „Tante Polly“, rief Max. „Ich habe jemanden mitgebracht, Onkel Anders“, sagte sie.

„Hallo Onkel Anders, wie war der Flug?“ fragt Max. Sie antworteten im Chor „sehr gut“.

„Kommt mit“, sagt Max. Zuhause angekommen, erklärte Max erst mal alles. Nach dem Gespräch sagte Onkel Anders „Du, Max, ich kenne einen Wettervorhersager der sich mit dem Tornado auseinandergesetzt hat. Er hat den Tornado verfolgt und sagte zu mir, dass der Tornado in Mexico City gestoppt haben müsse. Wenn wir Glück haben sind deine Eltern dort.“ „Aber morgen gehen wir erst mal Oma besuchen“, sagte Tante Polly, „und dann sehen wir weiter.“ Es war schon spät, alle gingen schlafen.

Am nächsten Morgen besuchten sie Oma und machten einen Plan für die nächsten Tage. Als sie von Oma wieder heimkamen und wussten, dass sie auch alleine klar kommen würde, machten sie sich auf den Weg nach Mexico-City. Dort angekommen nahmen sie sich ein Hotelzimmer. Von der anstrengenden Fahrt erholten sie sich erst mal. Zwei Tage nach der Ankunft in Mexico City machten sie sich auf die Suche nach Mama und Papa Wagner. Bisher leider erfolglos. Aber sie gaben nicht auf und suchten weiter und weiter. Nach zwei Wochen erfolgloser Suche waren sie kurz vorm Aufgeben. Aber Max hatte die Hoffnung noch nicht verloren. Er hoffte immer noch darauf, seine Eltern in irgendeinem Gebüsch zu finden. Leider passierte es nicht. Max wurde immer erschöpfter und hatte keine Geduld mehr. Außerdem hatte er Angst. Polly und Anders versuchten den Aufenthalt trotz der negativen Ereignisse so angenehm wie möglich zu gestalten. Einen Tag gingen sie sogar ins Kino um den Lieblingsfilm von Max zu schauen, aber nach dem Film war er noch trauriger als vorher. Er hatte sich nämlich den Film TIM UND STRUPPI immer mit seinen Eltern angesehen.

Wer die Filme und die Comics von Tim und Struppi kennt, weiß, dass diese Geschichten große Kriminalfälle schildern. Der Tim-und-Struppi-Leser weiß Bescheid und misstraut grundsätzlich dem, was er sieht und erlebt. Max Wagner war damals, als Mama und Papa noch da waren, ein leidenschaftlicher Tim-und-Struppi-Leser, dem konnte man nichts vormachen. Tim-und-Struppi-Leser gehen, wenn sie in die Falle geraten noch einmal ganz von vorn an die Sache heran. Und Max war, soviel war klar, in die Falle geraten. Er stand da mit seinen vielen Fragen und niemand wollte ihm antworten. Hatte er ausreichend gefragt? Hatte er an allem noch einmal gezweifelt. Was hätte Tim an seiner Stelle getan? Der TIM UND STRUPPI-Film hatte ihn wieder auf diese Fragen gebracht.

Die Geschichte, die ihm Herr Huber damals aufgetischt hatte, war ja doch sehr merkwürdig. Oma war plötzlich, mitten im Gespräch zusammengebrochen und ins Krankenhaus befördert worden. Er hatte keinen Krankenwagen gehört. Für einen Zusammenbruch war es damals auffallend still im Haus gewesen. Dass er sich diese Fragen jetzt erst stellte, wunderte ihn doch sehr.

Nun saß Max hier in Mexico City fest und wusste nicht, wo er anfangen sollte. Hier in dieser Gegend, da hatte der Tornado-Forscher Recht, mussten seine Eltern, wenn

sie nicht gestorben waren, sein. In Mexico City leben zirka fünf Millionen Menschen. Wo sollte man da anfangen? „Ich glaube“, sagte Max, „ich muss noch mal mit meiner Oma sprechen.“

„Was musst du?“, fragte Tante Polly, die zufällig im Flur stand.

„Bitte lass mich nach Houston fliegen, bevor es zu spät ist“, flehte Max.

„Weißt du, wie teuer dein Ticket ist?“

„Wenn ich groß bin, gebe ich dir das Geld zurück, Tante Polly.“

Max flog nach Houston, fuhr mit dem Taxi zum Krankenhaus und suchte die Diabetes-Station XVI auf. „Deine Oma ist heute entlassen worden“, sagte die Chefschwester. „Gerade eben, sie kann nicht sehr weit sein.“

Vor dem Krankenhaus lief Max zur Taxi-Station und fragte die Taxifahrer, ob sie seine Oma gesehen hätten. „Deine Oma ist mit George weggefahren“, sagte ein dunkelhäutiger Fahrer, „soll ich mal anrufen?“ Er telefonierte umständlich und sagte dann: „George hat sie gefahren, soll ich dich hinbringen?“

Der dunkle Taxifahrer fuhr ihn zu einem kleinen weißen Haus mit grünem Rasen davor. „So hier ist es“, sagte er. „Zweiundzwanzig Dollar!“

„Moment“, sagte Max, „Oma gibt mir Geld.“ Er klopfte an die Haustür. Die weißlackierte Tür öffnete sich und vor ihm stand Herr Huber, der Polizist, der Max fast ins Kinderheim gesteckt hätte. „Was machen Sie denn hier?“, fragte Max völlig verdattert.

„Das Gleiche könnte ich Dich auch fragen“, sagte der Huber-Polizist.

„Ich...Ich...suche meine Oma, ist sie denn hier?“ fragte er. „Was ist das hier und wieso ist sie nicht zu Hause?“ „Komm doch erst mal rein“, sagte der Polizist. Max schrie: „Aber ich brauche Geld für das Taxi!“ „Geh schon mal vor, ich regle das mit dem Taxifahrer.“ Max ging langsam und nach links und rechts schauend in das merkwürdige Haus hinein. Es öffnete sich plötzlich eine Tür am Ende des Korridors und seine geliebte OMA kam aus dem Raum. Mit schnellen Schritten lief er auf seine Oma zu und fiel ihr in die Arme. In der Zwischenzeit kam der Huber-Polizist auch zurück ins Haus und alle gingen gemeinsam in die Wohnstube. Max fragte seine Oma: „Bist du denn jetzt wieder gesund? Warum bist du nicht zu Hause? Wie geht es dir?“ „Nun mal langsam, ich werde dir gleich alles erzählen. Wo kommst du überhaupt her? Und wo sind Polly und Anders?“ fragte Oma. „Ich merke schon, das wird hier eine ziemlich lange Frage- und Antwortrunde. Ich gehe in die Küche und koche Kaffee und eine heiße Schokolade“ sagte Herr Huber. Oma und Max unterhielten sich über die letzten Wochen und ihre Ereignisse. In der Zwischenzeit klingelte das Haustelefon. Tante Polly rief an und erkundigte sich, ob Max heil und gesund angekommen ist. „Tante Polly, woher kennst du diese Nummer, ich habe sie dir nicht gegeben und Oma auch nicht. Das ist komisch. Hähhh... das versteh ich jetzt nicht.“ sagte Max. „Oma und der ‚Herr Huber‘, wie du ihn nennst, werden dir alles erklären. Tschau mein Schatz. Alles wird gut.“ „Was meinte Polly damit ‚Herr Huber‘, wie du ihn nennst?“ Er schaute die beiden mit großen fragenden Augen an. Nach einer Schweigeminute sagte Oma: „Wir müssen dir jetzt endlich alles beichten. ‚Herr Huber‘ ist mein Sohn aus erster Ehe und hat sehr lange Zeit in Hamburg gewohnt. Deshalb hast du ihn nie kennen gelernt. Er hat sich jetzt mit seiner Familie dieses wunderschöne Haus gebaut und lebt wieder hier.“ Max blieb der Mund offen stehen: ‚Dieser fiese und gemeine Polizist ist jetzt auf einmal nett. Und der soll mein Onkel sein?????‘ dachte Max.

Nach einer unruhigen Nacht lernte Max den Rest seiner „neuen“ Familie kennen. Sie waren alle ziemlich lieb zu ihm. Nach dem Frühstück redete er mit seiner Oma alleine. Sie erzählte ihm, dass es nun keine Hoffnung mehr gibt, dass seine Eltern noch leben. Onkel Huber´ hat sich überall erkundigt. Max hatte Tränen in den Augen,

er wusste, dass er jetzt keine Mama und keinen Papa mehr hat. Oma nahm ihn in den Arm und sagte: „Du bist nicht allein.“ Plötzlich ging die Tür auf und die Familie Huber stand davor. Der kleine Sohn von dem Polizisten sagte: „Endlich habe ich einen neuen Bruder zum Spielen, denn du gehörst jetzt zu unserer Familie. Und du kannst auch in meinem Zimmer schlafen.“ Max schaute verwirrt. „Aber nur, wenn du damit einverstanden bist.“ „Ja, na klar möchte ich das. Ich habe mir schon immer einen Bruder gewünscht.“ freute sich Max 'Huber'...

Gruppe 09 – Peinlich!

Elena's Sicht

Ich strich durch meine blonden Haare. Ich war hübsch, so sagte es immer wieder meine Mutter, doch ich sehnte mich nach Freundinnen. Ich hatte zwar welche, doch die waren alle arrogant, waren strohdoof und oberflächlich, gemein zu anderen. Als ich aus meinen Gedanken erwachte, ging ich zur Schule.

„Elena! Küsschen, Küsschen! Na wie war dein Wochenende?“ fragte Vanessa. Einer dieser arroganten Mädchen.

„ Gut, ja, Mmh!“ sagte ich gedankenverloren. Ich starrte ich zu David, den ich insgeheim anheimelte, aber er war nicht cool und ich wollte nicht verstoßen werden.

„Lena, Eli! Raumschiff an Elena! Was guckst du die Gurke so an?“, fragte sie mich verstörend. Sein Spitzname der Mädels aus unserer Klasse. Es klingelte! Endlich musste ich mir ihr Gequatsche nicht mehr anhören. Nach zehn Minuten Biologie mit Frau Leber, klopfte es.

Summer's Sicht

„Ja bitte!“ fragte eine Frauenstimme. Ich trat in den Raum und alle glotzten mich an. Na, dass kann noch heiter werden!

„ Du bist also Summer Marie Neubauer? Denn setzt dich mal zu Elena!“ sagte die Lehrerin.

„Und wer ist das?“ fragte ich.

„ Fensterreihe 2. Bank“, antwortete sie genervt.

Tut mir ja leid, dass ich Elena oder wie sie heißt, nicht kenne.

Die Blockstunde zog sich wie Kaugummi. Als dann große Hofpause war, saß ich dort allein. Doch dann kamen ein paar Mädchen zu mir und sagten: „ Wie siehst du denn aus, ha ha! Ey! Deine Zähne sind wie Sterne gelb und weit auseinander!“. Dann gingen sie krümmend vor Lachen weg und ich fing an zu weinen.

„Hey, was ist denn? Haben die Mädels was gemacht?“, fragte mich das Mädchen, welches neben mir saß. „Mach dir nichts draus!“.

Sie saß neben mir, streichelte mich am Arm und munterte mich auf. „ Danke!“ murmelte ich.

„Willst du vielleicht heute zu mir kommen?“ fragte sie mich, und da fiel mir ihr Name wieder ein: Elena. „Wir könnten zusammen die Hausaufgaben durchsprechen. Du musst ja ein paar Sachen nachholen, ist ja völlig unpraktisch, mitten im Schuljahr in die Klasse zu kommen ... seid ihr umgezogen?“

Ich nickte und wischte mir die Tränen mit dem Ärmel aus dem Gesicht. „Was haben die gegen mich?“, flüsterte ich. „Ich verstehe das nicht, ich habe ihnen doch nichts getan ... ich habe nur alleine hier gegessen ...“

„Eben“, sagte Elena. „Wer alleine herum sitzt, den können sie piesacken. Komm.“

Elena's Sicht

Es war ein seltsames Gefühl, mit der Neuen am Küchentisch zu Hause zu sitzen. Summer. Sie hatte kein Problem mit den Hausaufgaben oder mit dem Stoff, den ich ihr erklärte. Aber sie sah sich immer wieder in unserer Küche um, als könnte plötzlich die Decke auf sie fallen oder ein Monster aus dem Kühlschrank kriechen.

Die anderen hatten mich oft ausgelacht, weil ich ängstlich war, aber dieses Mädchen war noch ängstlicher. Und das Seltsamste war: Auf einmal fühlte ich mich selbst überhaupt nicht mehr ängstlich. Ich dachte an die Anderen, die Summer auf dem Schulhof geärgert hatten, und wurde richtig wütend.

„Weißt du was“, sagte ich, mitten in einer Mathe Aufgabe. „Eigentlich könnte man es denen mal zeigen.“

„Wem?“, fragte Summer verwirrt. „Was?“

„Na, diesen dummen Tussen aus der Schule. Man sollte ihnen zeigen, dass ... dass sie eben nur dumme Tussen sind. Ich glaube, das könnte ziemlich Spaß machen, was meinst du? Wir müssten dafür sorgen, dass ihnen etwas richtig Peinliches passiert.“

„Aber ist die eine nicht Deine Freundin? Ich habe gesehen, wie du mit ihr gesprochen hast ...“

„Schon“, sagte ich. „Aber ich glaube, ich brauche sie nicht mehr als Freundin. Falls du meine Freundin sein willst.“

Summer's Sicht

Die Idee kam mir mitten in der Nacht. Die Idee für DAS PEINLICHE, was passieren musste. Elena hatte mir ihre Nummer gegeben. Aber ich konnte sie ja schlecht mitten in der Nacht anrufen, oder? Wir kannten uns erst einen Tag lang. Komisch, ich hatte das Gefühl, wir würden uns schon viel länger kennen. Heute Morgen war ich noch verzweifelt gewesen, weil ich „die Neue“ sein würde, und jetzt dachte ich schon darüber nach, ob ich mitten in der Nacht meine Freundin anrief ...

In diesem Moment klingelte mein Handy. Ich fischte es vom Nachttisch.

„Hallo?“

Am anderen Ende der Leitung gab es nur Gekicher. „Wir dachten nur, wir fragen mal nach, ob du auch gut schläfst“, sagte dann eine Mädchenstimme. Es war das Mädchen, mit dem Elena auf dem Hof gesprochen hatte – das Mädchen, das auch bei denen gewesen war, die so gemein zu mir gewesen waren.

„Danke, geht so“, knurrte ich. „Was wollt ihr?“

„Wir wissen, mit wem du im Bett liegst!“, kicherte ein anderes Mädchens ins Telefon.

„Mit der Gurke, dem David, wir haben euch zusammen gesehen ...“

„Mit wem?“, fragte ich.

„Ja ja, tu nur so, als wüsstest du nicht, wer das ist“, sagte ein drittes Mädchen und erstickte fast vor Lachen. „Morgen sagen wir allen, dass wir euch zusammen erwischt haben ... wir hören ihn ja im Hintergrund ... hihi ...“ Dann legten sie auf.

Ich starrte in die Dunkelheit, völlig überrollt. Ich hatte keine Ahnung, wer David überhaupt war.

Woher hatten diese Mädchen meine Handynummer?

Ich hatte sie Elena gegeben, nur Elena. Elena, die nett zu mir gewesen war. Ich spürte, wie die Tränen schon wieder hinter meinen Augen aufstiegen. Es war eine Falle gewesen. Elena hatte nie vorgehabt, meine Freundin zu sein.

Die Nacht über weinte ich die ganze Zeit. Ich war fertig. Ich hatte ihr vertraut. Aber so war es doch immer, nicht? Am nächsten Morgen stand ich selbstsicher auf und ging zur Schule.

Elena

Das mit Summer war ein schöner Tag, doch dann kam Vanessa und nervte mich in Grund und Boden. „Elena!!! Zac schmeißt doch die Party...? Er hat mich eingeladen und dich auch. Jetzt.. Komm los wir müssen uns umziehen“, quiekte sie. „Och nöööö hab kein Bock!!!“ sagte ich. „Komm schon.... Dort gibt es Jungs, Jungs und Alkohol....!“ meinte sie. Langweilig. Ich ging kurz auf Toilette.

Vanessa

Elena! Ich hasse sie. Wegen ihr hat Zac mit mir Schluss gemacht....weil er sie liebt. Ich war ja nur mit ihr befreundet um beliebt zu sein. Ich ging zu ihrem Handy, während sie auf dem Klo war, um die Nummer von ihm zu löschen. Und was fand

ich. Zacs SMS, aber nicht nur die....Auch die von Summer. Ich speicherte mir die Nummer ins Handy. Das wird ja ein Heiden Spaß.

Summer

Ich ging zu Elena. Natürlich stand sie mit den anderen auf dem Schulhof rum.

Sie sah anscheinend, dass ich sie ansteuerte, und kam auf mich zu.

„Na wie geht’s?“ fragte sie.

„Du fragst mich, was los ist? Ich sag dir, was los ist! Du bist so eine Verräterin! Den anderen bescheuerten Zicken meine Nummer zu geben! Was fällt dir eigentlich ein?“ schrie ich sie an.

„Wie den anderen deine Nummer gegeben?“ fragte sie irritiert.

„Versuch ja nicht dich raus zu reden! Du weißt doch genau was ich meine!“ fuhr ich sie wieder an.

„Wovon redest du, bitte schön?“ fragte Elena.

„Du weißt doch, dass mich diese doofen Schnepfen angerufen haben und diesen Scheiß mit David überall rum erzählt haben! Du hast ihnen ja schließlich meine Telefonnummer gegeben!“. Ich holte kurz Luft und schrie weiter: „Ich hasse dich! Von wegen Freundinnen! Geh doch dahin, wo der Pfeffer wächst!!“ beendete ich es. Dann kam David.

„Summer, kommst du? Lass diese dumme Kuh doch einfach links liegen!“ sagte er mit sanfter Stimme und sah wütend Elena an. Ich nickte und ging mit ihm weg.

Elena

Ich lief zu Vanessa. „Wow Elena, hast du die fertig gemacht!“ lachte Vanessa.

„Was hast du gemacht!? Sie war nett! Einmal jemand, der mich so mag wie ich bin! Und du machst mir das kaputt!!!“ schrie ich unter Tränen. Was denn David gesagt hatte machte mich denn noch mal fertig.

„Komm mal runter!“ sagte sie. Dann klatschte ich ihr eine und rannte weg.

Summer

„David“, sagte ich, als wir weit genug von den anderen entfernt waren. So weit, dass sie uns nicht mehr hören konnten. „Du bist also David, oder rate ich das jetzt falsch?“ Klar, er wusste, wer ich war, weil mich die Lehrerin vor der ganzen Klasse vorgestellt hatte. Aber bisher kannte ich den Namen David nur aus dem nächtlichen Telefonat.

„Nein, das rätst du richtig“, sagte er. „Bitte – wer hat was über mich herumerzählt? Ich habe das eben mitbekommen ... zufällig ...“

Ich schüttelte den Kopf, schnaubte und merkte, dass ich mich anhörte, wie ein Nashorn. Und auf einmal musste ich lachen. „Das ist ... wow ... das ist eigentlich irre“, sagte ich. „Ich ... ich war auf meiner alten Schule dafür bekannt, dass ich nie den Mund aufmache ... und eben ... hast Du das gehört? Wie ich eben rumgeschrien habe? Genau wie diese Zicken ... aber irgendwie tut es gut, mal rumzuschreiben.“

„Ja?“, sagte er. „Hm. Ist vielleicht eine Mädchensache. Ich schreie eher ungern rum.“

Ja, das glaubte ich ihm. Er sah nicht aus wie einer, der schreit. Er sah eher aus wie einer, der ein paar Stunden völlig still auf einer Bank sitzen konnte. Vielleicht wäre es erholsam, dachte ich, ein paar Stunden völlig still neben ihm auf einer Bank zu sitzen ... irgendwo, wo kein Telefon klingeln und niemand Unsinn herumerzählen konnte.

„Ich weiß nicht, warum“, sagte ich, „aber diese Tussen haben sich in den Kopf gesetzt, dass ich etwas mir dir habe. Oder, eigentlich wissen sie selbst, dass das

Quatsch ist, denke ich, sie wollten nur IRGENDWAS herum erzählen, und etwas anderes fiel ihnen nicht ein. Du bist auch keiner von den Coolen, oder?“

Er schüttelte langsam den Kopf. „Ich hoffe, nicht.“ Dann glitt sein Blick über den Schulhof, und ich folgte ihm mit den Augen. Elena stand ganz alleine herum, nicht mehr mit Vanessa und den anderen Mädchen, und jetzt setzte sie sich auf die Bank gleich an der Mauer. Sie putzte sich die Nase, sehr umständlich und nicht auf coole Art und Weise.

Komisch, dachte ich, sie sieht eigentlich aus, als würde sie auch gerne ein paar Stunden völlig still auf dieser Bank sitzen.

Die Schulglocke klingelte, und die anderen strömten nach drinnen.

„David“, sagte ich. „Wie ist das an dieser Schule, wenn man zu spät kommt?“

„Wie soll das sein? Man kommt zu spät.“

„Es gibt keinen größeren Ärger?“

„Wenn es nicht dauernd passiert ...“

„Komm“, sagte ich. „Ich kenne dich zwar nicht, aber komm mal mit. Ich habe das Gefühl, hier muss irgendwas geklärt werden. Vielleicht ...“

„... ist alles gar nicht so wie es scheint“, sagte Elena ein paar Minuten später. „Das dachtest du eben? Ja. Ja, das stimmt.“ Sie schneuzte sich noch einmal auf ihre umständliche Art in das Taschentuch.

„Ich ... ich weiß nicht, woher Vanessa deine Nummer hat, sie muss irgendwie an mein Handy gekommen sein ... es tut mir so leid ... ich... ich glaube, ich gehe da nicht mehr rein ... zum Unterricht, meine ich ... ich will die nicht mehr sehen, keine von denen ... und du bist jetzt auch sauer auf mich ...“

„Nein“, sagte ich. „Bin ich nicht. Nicht mehr.“

David verdrehte die Augen. „Mädchen“, sagte er und grinste. „Okay, ihr habt euch wieder lieb, und was tue ich jetzt hier? Wozu bin ich da?“

„Das ist eine Frage“, murmelte Elena, „die sich Millionen von Menschen jeden Tag stellen ...“

„David“, sagte ich, „du bist da, um uns zu helfen. Wir sollten nämlich irgendetwas tun. Das hatten wir doch so gut wie besprochen, oder, Elena? Irgendetwas, um sie bloß zu stellen. Gestern Nacht, ehe der Anruf von diesen Tussen kam, hatte ich eine Idee. Auf unserer Wäscheleine hängt ein weißes Minikleid, das meine Tante aus Paris mir vererben wollte, aber es ist absolut ... na ja ... es geht gar nicht. Sie dachte, es ist superschick und modern und sie macht mir eine Freude damit, es ist richtig eng und quetscht in die Idealfigur, meine Tante ist mollig, die steht auf so was ... aber es gibt noch einen Grund, aus dem das gar nicht geht ... langer Rede kurzer Sinn: diese Vanessa, deine Freundin ...“

„Nicht-Mehr-Freundin“, verbesserte mich Elena und wischte sich die Nase ein letztes Mal mit dem Taschentuch ab.

„Sie würde doch sicher gerne ein todschickes figurfreundliches Minikleid aus Paris tragen, oder? Wenn du ihr zum Beispiel sagen würdest, du hättest es geschenkt bekommen und ...“

„Würdest es ihr schenken“, meinte David, „damit ihr euch wieder verträgt, nach der Ohrfeige von eben, das wäre genau die Mädchenlogik, die geht, oder?“

Elena und ich grinsten uns an und nickten.

„Soll da nicht demnächst eine Party laufen, bei irgendeinem Zick?“, fragte ich.

„Zac“, sagte Elena und grinste noch breiter. „Ja. Heute Abend, um genau zu sein. Er hat mich eingeladen ... er denkt, ich wäre was für ihn, aber er täuscht sich, ich will da nicht hin ... Vanessa wird da sein.“

„Richtig“, sagte ich. „Und weißt du, was sie anhaben wird?“

„Ein weißes Kleid aus Paris“, antwortete David.

„Ganz genau“, sagte ich und merkte, wie ein Lachen in meiner Kehle aufstieg. „Zu schade, dass sie Regen angesagt haben. Wollt ihr den Rest des Plans hören?“

David und Summer waren natürlich auch da. Bei Zacs Party, meine ich.

Zwar waren weder David noch Summer eingeladen, aber sie waren trotzdem da, ich wusste es. Sie waren in der Nähe.

Ich war mit Vanessa zusammen gekommen, ihr Vater hatte uns mit dem Auto gebracht. Vor allem, weil sie in dem Kleid nicht Rad fahren konnte.

„Du siehst irre schick aus“, sagte ich. „Steht dir echt.“

„Ich weiß“, sagte Vanessa und drehte sich ein bisschen, damit das Licht der Straßenlaterne vor Zacs Haus besser auf sie fiel. „Ich bin ja so froh, Elena, dass es dir Leid tat und wir uns wieder vertragen haben. Diese Dings, Sanne oder wie ...“

„Summer?“

„Ja, sie ist einfach der falsche ... wie sagt man das? Umgang ... für dich. Ein so hübsches Mädchen wie du sollte sich nicht mit Mauerblümchen umgeben. Besser, du bist mit mir zusammen hier, was? Guck noch mal ... macht das Kleid mich wirklich dünner?“

„Du siehst schon direkt ganz verhungert aus“, murmelte ich, aber Ironie war verschenkt an Vanessa, und so warf sie mir nur einen irritierten Blick zu. Sie kämpfte immer ein wenig mit ihrer Figur, und wenn ich so darüber nachdachte, war das das einzig Sympathische an Vanessa.

Die Tür öffnete sich, Vanessa flötete „Za-haac! Küsschen, Küsschen!“, und dann waren wir mitten drin in einer dieser wundervoll schauerhaften Parties, auf die in letzter Zeit jeder gehen zu müssen glaubt. Sie hatten einen extra Raum, in dem man tanzen konnte, und in der Küche gab es jede Menge bunter Cocktails mit noch bunteren Strohhalmen, und Zac's Mutter wuselte zwischen uns umher und versuchte, jünger zu wirken, als sie war und benahm sich dabei genauso hysterisch wie die eingeladenen Mädchen.

Ich sah ab und zu nach draußen und wartete auf den Regen. Und er kam.

Gegen zehn Uhr abends fing es an, wie aus Schiffscontainern zu gießen, es donnerte und blitzte, und alle aufgetakelten Mädchen stießen kleine spitze Schreckensschreie aus und hängten sich an den Arm des jeweils nächst stehenden Jungen. Vanessa hingte sich an Zac.

„Was für ein scho-heußliches Wetter!“, säuselte sie in sein Ohr. Er warf mir über sie hinweg einen verzweifelten Blick zu, und ich zuckte die Schultern. Wer eine solche Party schmeißt, ist selbst Schuld.

„Vanessa“, sagte ich und löste sie sanft aus Zac's Armen. „Guck doch mal da aus dem Fenster! Da steht das Auto von Summers Eltern! Was tun die da? Beobachten die das Haus?“

„Die dumme Kuh“, sagte Vanessa, „die heult sicher rum, weil sie nicht eingeladen worden ist! Sie ist trotzdem gekommen, guck, und jetzt traut sie sich nicht rein ...“

„Komm“, flüsterte ich. „Wir rennen raus und machen irgendwas Verrücktes. Drücken unsere Gesichter an die Scheibe und machen Grimassen oder so.“

„Das ist doch kindisch“, sagte Vanessa.

„Klar“, sagte ich. „Deshalb macht es Spaß, oder?“

Ich sah ihr an, dass sie nicht mehr ganz nüchtern war, und schließlich nickte sie. Ich meine, es war echt eine bescheuerte Idee, sein Gesicht im strömenden Regen an eine fremde Autoscheibe zu drücken, um jemanden in dem Auto zu erschrecken, das hätte Vanessa auch mit ein paar Cocktails intus merken können. Aber sie war eben Vanessa, sie bemerkte meistens nur sich selbst.

Im nächsten Moment rannten wir, kichernd, durch den Regen.

Das Auto parkte schräg gegenüber. Ich wusste genau, wer darin saß: Summer, Summers Vater und David. Durch die Scheiben sah ich etwas, das ich nicht sehr gerne sah: Summer und David auf der Rückbank hielten Händchen. Und ich fragte mich einen Moment lang, ob ich sauer sein sollte, aber dann dachte ich, dass es vielleicht nicht immer darauf ankommt, einen Typen abzukriegen. Sondern eher darauf, eine Freundin zu haben.

Und, zusätzlich, einen Kumpel.

Eine Freundin und einen Kumpel, mit dem man blöden Zicken richtig geniale Streiche spielen konnte.

Wir erreichten den Wagen nicht, er fuhr an, als wir gerade auf der anderen Seite der Straße angekommen waren.

„Ach, so ein Mist“, sagte ich, und Vanessa nieste und kicherte wieder. „Schon komisch, hier im Regen ...“

„Besser, wir gehen wieder rein“, sagte ich, „und tanzen uns warm, was?“

„Oh, ja“, murmelte Vanessa träumerisch. „Ich hab es noch gar nicht geschafft, in der Nähe von Zac zu tanzen, heute ... jetzt vielleicht ...“

Einen Moment später drehte sich Vanessa auf der freigeräumten Tanzfläche, drinnen in dem Wohnzimmer von Zac's Eltern zur Musik. Ich tanzte ein paar Takte mit ihr, in meinem nassen Pullover und meinen klammen Jeans. Dann verließ ich sie.

Das wirklich Interessante war, dass alle anderen sie nach und nach auch verließen. Bis sie sich ganz alleine auf der Tanzfläche wiegte, mit halb geschlossenen Augen. Offenbar glaubte sie, wir bewunderten sie.

Wir – wir alle - standen am Rand und starrten.

„Boah“, sagte Zac.

„Krass“, sagte ein Typ neben ihm.

„Was ... was ist denn DAS?“, fragte Zac's Mutter entsetzt.

Auf der Tanzfläche, vor aller Augen, tanzte eine Person, die nichts mehr anhatte.

Der Regen hatte das weiße Kleid vollkommen durchsichtig gemacht. Summer hatte mir davon erzählt, wie sie das beim Waschen des Kleides bemerkt hatte. Aber ich hatte nicht gedacht, dass es SO wahr war. Vanessa trug nicht mal einen BH unter dem Kleid, weil es einfach oben zu eng war, und der Tanga, den sie darunter trug, rettete auch nichts. Man sah deutlich, wo der – jetzt durchsichtige – Stoff Vanessa's Rundungen auf merkwürdig wurstpellige Art zusammenquetschte, um sie schlanker wirken zu lassen. Die vom Regen verlaufene Schminke in ihrem Gesicht machte das Gesamtbild nicht besser.

„Das dulde ich nicht in meinem Wohnzimmer!“, sagte Zac's Mutter. „Kann BITTE jemand dieses nackte Mädchen von hier entfernen? ZAC?“

Am nächsten Morgen fuhr ich zu Summer. Ich musste ihr unbedingt davon erzählen, dass alles geklappt hatte. Ich ging die Stufen hoch, die zur Tür führte, und klingelte.

Ihr Vater öffnete die Tür.

„Hi Elena,“ begrüßte er mich, „Und hat gestern alles geklappt?“, fragte er interessiert.

„Ja hat es, darf ich bitte rein? Ich wollte Summer davon erzählen.“ sagte ich.

„Oh, natürlich komm gerne rein“, meinte er und machte die Tür weiter auf und ließ mich eintreten.

„Summer, kommst du bitte? Elena ist da!“, rief ihr Vater die Treppe hoch.

„Okay Daddy“, rief sie zurück.

Eine Minute später saßen wir in ihrem Zimmer und lachten.

„Sie hat wirklich nichts mitgekriegt?“ fragte Summer lachend.

„Nein hat sie nicht. Das hättest du sehen sollen.“, meinte Elena und versuchte sich wieder einzukriegen.

„Kann ich mir vorstellen.“, brachte Summer durch ihr Kichern hervor.

„Zac’s Mutter hat sie dann auch noch rausgeworfen. Sie stand da wie bestellt und nicht abgeholt.“, erzählte ich Summer.

Ihr Gesicht wurde wieder neutral.

„Was ist?“, fragte ich verwundert.

„Ach nichts, ich musste nur grade an was denken, was mir David gestern erzählt hatte.“ gab sie zu.

„Ach echt was denn?“ neugierig sah ich Summer an.

„Nichts Wichtiges.“, meinte Summer.

Ich dachte trotzdem darüber nach.

Irgendwie war David auch echt süß. Das musste ich schon zugeben. Doch irgendwie war ich traurig. Ich hatte Angst, dass er sich für Summer sehr interessierte. Schließlich hatte er gestern ihre Hand im Auto gehalten.

Ich schüttelte den Kopf.

Ich wollte den Gedanken verdrängen.

Aber ich schaffte es nicht.

Ich musste Summer einfach darauf ansprechen.

Sonst kann ich nicht mehr beruhigt mit ihr reden.

„Du, Summer? Ich habe mal eine Frage an dich“, fing ich an.

„Okay, welche denn?“ fragte sie mich.

„Na ja, also, ähm.....läuft da was zwischen dir und David?“, ich atmete tief aus als ich es hervor gebracht hatte.

„Was?“ fragte sie leicht irritiert.

„Wie kommst du auf so eine Idee?“ fragte Summer und sah mich an.

„Na, weil du gestern mit ihm Händchen gehalten hast im Auto.“ gab ich zu.

„Ja, gestern hatte ich seine Hand gehalten, aber nicht weil wir zusammen sind.“, sagte sie leicht gereizt.

„Willst du wissen, wieso ich das gemacht habe?“, fragte Summer mich.

„Na eigentlich schon.“, meinte ich ruhig.

Hoffnungsvoll sah ich sie an.

„In Ordnung. Er hatte mir gestern etwas erzählt. Das er auf dich steht, er weiß nicht, ob du ihn magst und er hat Angst, dich um ein Date zu bitten. Da habe ich seine Hand genommen um ihm Mut zuzusprechen.“ Wütend auf sich selbst stand Summer auf und setzte sich auf einen Stuhl.

„Ich sollte es dir nicht sagen. Er wollte es dir selbst erzählen. Und ich dumme Kuh verrate alles!“, meinte sie wütend!

Davids Sicht.

Ich machte mich auf den Weg zu Elena.

Ich wollte ihr endlich sagen, was ich fühle.

Auch wenn ich Angst hatte, dass sie mir einen „Korb“ gibt.

Doch Summer hatte mir gestern so viel Mut gemacht, dass ich es einfach tun wollte.

Jetzt oder nie, dachte ich mir. Ich ging zur Tür und klingelte.

Ihre Mutter machte mir auf.

„Ist Elena zu Hause?“, fragte ich zögernd.

„Nein. Elena ist zu Summer gegangen. Soll ich ihr was von dir ausrichten?“, fragte ihre Mutter nett.

„Nein, nein, ich werde zu Summer gehen. Danke trotzdem.“, sagte ich und ging.

Na toll. Sie ist bei Summer.

Na zumindest wohnt Summer hier gleich in der Nähe, dachte ich still bei mir.

Nach 15 Minuten war ich bei Summer und ging langsam die Treppe hoch. Summers Vater hatte mich rein gelassen und hatte mir gesagt, dass BEIDE oben sind.

Vorsichtig klopfte ich an der Summers Zimmertür.

„Ich komme“ trällerte Summer von drinnen.

„Hi David, was machst du hier?“, fragte sie fröhlich.

„Ich wollte mit Elena reden. Aber sie war nicht zu Hause.“, gab er zu.

„Ja, sie ist hier. Komm rein.“, lächelnd sah sie mich an und öffnete ganz die Tür.

„Hi Elena.“ sagte ich zu ihr.

Sie winkte mir kurz zu.

„Ähm, ich glaub', ich werde mir mal ein Stück Kuchen holen, ich bring euch auch mal eins mit.“, erklärte Summer und verließ das Zimmer.

Anscheinend wollte sie, dass ich mit Elena alleine reden kann.

Eine echt nette Geste von ihr.

Mein Magen fing langsam an sich zu drehen.

Ich dachte schon, ich müsste mich übergeben als ich anfing zu reden.

„Elena, ich will dir etwas sagen.“, begann ich.

Sie stand auf und stellte sich genau vor mir.

Ich sah ihr in ihre wunderschönen Augen.

„Was willst du mir sagen?“, fragte sie neugierig und musterte mich eingehend.

„Seit dem ich dich das erste Mal gesehen habe, kann ich nicht aufhören an dich zu denken. Wenn ich mit dir rede, fang ich an Schweißausbrüche zu bekommen und habe Angst zu stottern wenn ich mit dir rede. Mir wird immer abwechselnd heiß und kalt.....“, sie unterbrach mich.

„David, ich weiß, was los ist.“, sagte sie und küsste mich.

„Ähm...?“ fragend stand ich vor ihr.

„David. Ich fühle genauso wie du.“, gestand sie und küsste mich erneut.

Ihre Lippen waren warm und sanft.

Ich genoss diesen Augenblick, so wie sie anscheinend auch.

Dann lösten sich unsere Lippen wieder von einander.

„Ähm, störe ich grad?“ erklang Summers Stimme von der Tür.

„Nein, ähm...“, stotterte Elena.

„Seid ihr beide jetzt fest zusammen?“, fragte sie neugierig und ein freches Grinsen schlich sich auf ihre Lippen.

„Ähm ja...“, gestand David

Sie kam auf Elena und mich zu und umarmte uns.

„Ich freue mich so für euch.“, sagte sie fröhlich.

Gruppe 10 - Die Bombe und der Hotdog

Der Präsident der Vereinigten Staaten saß wie immer um diese Zeit an seinem Schreibtisch und diskutierte hitzig mit Senator Murray. Und wie immer wandte sich das Gespräch der schlechten Atompolitik der USA zu. „Wir müssen für mehr Sicherheit sorgen und dann den Ausstieg vorbereiten. Sie wissen doch, was in Japan geschehen ist“, sagte der Senator. „Wie ich ihnen schon versucht habe zu sagen, geht das momentan nicht“, erwiderte der Präsident. Doch heute gab sich Murray nicht mit dieser Antwort zufrieden. „Das sagen Sie mir jetzt schon seit drei Monaten. Wann ist denn der richtige Zeitpunkt für diesen Schritt? Ich warne Sie, Sie werden die Folgen dieser Verzögerung tragen!“, antwortete er gereizt. So erhitzt stand der Senator auf und verließ den Raum.

Drei Wochen lang sah und hörte der Präsident nichts von Murray, doch als er diesen Drohbrief vor sich hatte, dachte er an ihn zurück.

„Irgendwo hier in Washington D.C. ist eine Atombombe versteckt. Ihre Zeit läuft.“

Die Panik, die dadurch im Weißen Haus ausgelöst wurde, war unbeschreiblich.

Alle schwanken zwischen Geheimhaltung und so mit der Vernichtung der ganzen Stadt oder Evakuierung aller und somit höchstwahrscheinlich Massenpaniken, verstopfte Autobahnen, Behinderung der Ermittlungen und deshalb ein auf ewig verseuchtes D.C..

Doch nach dem Gespräch zwischen Präsidenten und dem Senator vor 3 Wochen, hielt jeder Murray für den Verfasser des Drohbriefes. Nur der Präsident war von dessen Unschuld überzeugt, denn er hielt ihn nicht für so eine Tat fähig. Doch das FBI, das sofort eingeschaltet wurde, da sich ja um ein Problem der nationalen Sicherheit handelte, war anderer Meinung. Erfolglos versucht der Präsident, schon allein aus Gründen der Zeitverschwendung, die Ermittler des FBI davon abzuhalten, den Senator zu verhören. Nach mehreren Stunden in der Kammer neben dem Verhörraum, wo man das Geschehen im Inneren beobachten konnte, ließ man den Präsidenten endlich eingreifen. Er erklärte den FBI-Leuten, wieso sie kein Geständnis von Senator bekamen und seine Sicht der Dinge. „Der Senator hat das nicht getan. Ich halte ihn für manch anderes fähig, wie zum Beispiel eine Demonstration gegen mich anzuzetteln oder mich, zugegeben, auf ziemlich nervige Weise zu beschwören oder mich anzutreiben, aber nicht zu so etwas und ich kenne meinen lieben Senator hier gut“, sagte er, während er im Raum auf und ab schritt.

Der Chef des FBI, Samuel P. Whitebread, war ein harter Knochen. Er knurrte belustigt: „Mein lieber Senator!“

„Ja“, sagte der Präsident, „Mein lieber Senator!“ Dann warf er sich in den Lehnstuhl und fragte: „Wie viel Zeit haben wir? Wann, meinen Sie, geht das Ding hoch?“

„Mister Präsident“, stöhnte Whitebread, „woher soll ich das wissen? Wir wissen nicht, wo das Ding liegt, wir kennen nicht die technischen Daten und da Sie mir nicht erlauben, Ihren lieben Senator mit verschärften Mitteln ins Verhör zu nehmen, bin ich unfähig Ihnen Auskünfte zu erteilen.“

Der Präsident legte die Stirn in Falten und das bedeutete nichts Gutes. Er schloss die Augen und sagte fast tonlos: „Sie sind nicht nur unfähig Auskunft zu geben, Sie sind obendrein ganz und gar unfähig, diesen Job zu machen. Was sind Sie für ein Polizist! Sie gehen nur einer lächerlichen Spur nach, während unser Land in höchster Gefahr schwebt! Ihre Behörde verschlingt Milliarden und kann in der Hauptstadt des mächtigsten Landes der Welt keine Bombe finden.“ Der Präsident erhob sich und trat

ganz dicht an den FBI-Chef heran. So dicht, dass sich die Nasen der beiden Männer berührten und der FBI-Chef zu schielen begann.

„Wissen Sie, was ich glaube?“, fragte der Präsident und Whitebreads Brillengläser beschlugen vom Atem seines Oberbefehlshabers.

„Nein, was glauben Sie?“ In Whitebreads Stimme konnte man ein Zittern vernehmen.

„Ich glaube“, flüsterte der Präsident und presste seine Nase an die seines Gegenübers, „ich glaube, dass unser guter alter Samuel P. Whitebread, nicht ganz unschuldig an dieser verteufelten Lage ist!“

„Mr. Präsident!“, Whitebread zog den Kopf zurück.

„Es gibt gar keine Bombe, Whitebread!“

„Aber, hören Sie, Mr. Präsident!“

„Wer hat mir von der Bombe erzählt?“

„Ich habe Ihnen von der Bombe erzählt, Mr. Präsident.“

„Okay!“

„Ich muss meinem Präsidenten schließlich Meldung machen, Mr. Präsident, das ist mein Job.“

Der Präsident sah seinen FBI-Chef mit Verachtung an, drehte sich um und lief zum Schreibtisch. Er schnaubte: „Mein Job!“, drückte auf eine Taste und sprach: „Hot dog!“

„Was tun Sie!“, rief Samuel P. Whitebread und griff reflexartig nach dem Revolvergürtel an dem aber kein Revolver befestigt war, weil man das Büro des Präsidenten nicht mit Waffen betreten durfte.

Die drei Türen des Oval Office sprangen zugleich und schlagartig auf, herein stürzten mindestens fünfzehn athletische Männer in gut geschnittenen Anzügen mit riesigen Sonnenbrillen. Sie nahmen Whitebread blitzschnell in die Mitte, warfen ihn zu Boden, wickelten ihn in einen der vielen Teppiche und legten ihn dann auf den Schreibtisch des Präsidenten. Whitebread sah in dem Wickelteppich wie ein Hotdog aus. Die fünfzehn Sonnenbrillen verschwanden so wie sie gekommen waren – blitzschnell.

Der Präsident setzte sich in seinen Lehnstuhl und lächelte.

„Wissen Sie nicht, dass immer noch ich der mächtigste Mann im Land bin?! Ich kann wann und wen immer ich will festnehmen, wenn ich auch nur eine kleine Andeutung eines Beweises habe. Vor allem in einer so angespannten Situation. Das hat heute genauso gut funktioniert wie früher.“, sagte der Präsident. Er verzog seinen Mund zu einem leichten Lächeln, doch es erreichte nicht seine Augen, diese blickten überlegen und hämisch auf den eingewickelten FBI-Chef hinab.

Als der Sicherheitschef in diese Augen sah, erschrak er, sie waren eiskalt und ohne ein Gefühl.

„Sie waren das?“, klang die Stimme von Whitebread dumpf aus dem „Teppich-Hot-Dog“.

Der Präsident vertiefte sein Lächeln. „Nein, haben Sie das wirklich geglaubt? Ich bin zwar ein mächtiger Mann, doch nichts passiert, ehe ein Fachmann dies nicht geprüft hat.“

Selbst in dem winzigen, sichtbaren Teil des Gesichtes von Whitebread, konnte man förmlich erkennen wie sein Gehirn arbeitete, um das Gehörte zu verdauen. Dann reckte er seinen Kopf so weit es ging und erhob seine Stimme. „Meinen Sie Ihren Senator Murray?“, fragte der Chef des FBI noch leicht verwirrt. Das Lächeln des Präsidenten verwandelte sich in eine enttäuschte Fratze.

„Ich hatte mir mehr von einem so schlaunen Mann erwartet.“, sagte der mächtigste Mann der USA. Ruckartig und in einer geschmeidigen Bewegung stand er auf und ging auf den Hotdog zu. Whitebread zuckte zusammen und dachte, jetzt wäre es aus

mit ihm, man würde ihn verbrennen, seine Asche verstreuen und alles als einen Unfall vertuschen, denn er hatte ja mit einigen Gefährlichen zu tun, es würde also nicht schwer werden. Der FBI-Chef hatte oft an so einen Moment gedacht, doch in seinen Fantasien war er für den Präsidenten gestorben, nicht durch einen Befehl oder durch dessen Hand. Doch statt Whitebread zu ermorden, ging der Mann der USA an ihm vorbei und zur Tür. Dort klopfte er zweimal und die „Sonnenbrillenmänner“ erschienen erneut. Sie ergriffen den eingewickelten FBI-Chef und trugen ihn so wie er war nach draußen. Whitebread sah sich ein letztes Mal um und erkannte im letzten Moment einen der Männer unter der Brille bevor sein Kopf verdeckt wurde. Doch nun war es ihm egal, er wusste, wie in diesem Spiel die Fäden gezogen wurden und er wusste, wohin er gebracht wurde. Direkt in den Sitz des FBI in Washington D.C.. Er hatte einen „seiner“ Männer unter der Maskerade ausmachen können. Hier wurden seine Mittel gegen ihn verwendet, denn er hatte die besten Bombenentschärfer unter seinem Kommando, aber natürlich konnten sie auch diese bauen.

Nach einer langen und dem Chef sehr bekannten Fahrt, wurde ihm in einer der dunklen, grauen FBI-Zellen endlich die Kopfverdeckung abgenommen. Sie legten ihn ab und wickelten ihn aus. Danach verschwanden sie. Nur einer blieb und starrte ihn an. Es war der Mann, den Whitebread erkannt hatte. Der FBI-Chef starrte zurück, dann erhob er sich und fragte: „Wieso?“ Dieses Wort stand eine Weile im Raum. Dann antwortete der Agent: „Weil er es befohlen hat.“ Das sagte alles und Whitebread fragte sich, was er getan hätte, wenn er diesen Befehl von dem Präsidenten erhalten hätte. Er wusste es nicht. Stille. „Töten Sie ihn.“ „Was?“, fragte der FBI-Chef verdutzt. Diese bestimmende Aussage hatte ihn überrascht. „Töten Sie ihn, bevor er alle tötet.“ „Wie?“, fragte Whitebread, erneut verwirrt. Zur Antwort zog der Agent seinen Revolver, doch statt ihn sofort seinem Chef zu überreichen, schoss er sich in seine Brust genau über dem Herzen und fiel zu Boden. Whitebread erschrak und verstand zugleich, doch das Geräusch, welches die Waffe erzeugt, war gedämpft, sodass niemand etwas mitbekam und alles musste wie eine Flucht und nicht wie Rauslassen aussehen. Er betete kurz für seinen Kollegen, hob dann den Revolver auf und öffnete die Zellentür mit einem Schlüssel. Ungesehen verließ er das Gebäude mit dem Entschluss den mächtigsten Mann der USA zu töten.

Wer sich mit der Geschichte der Tötung von amerikanischen Präsidenten auskennt, weiß, dass zweihundert Jahre leidvoller Erfahrung, die Sicherheitssysteme des Weißen Hauses für Attentäter geradezu unüberwindbar gemacht haben. Die Attentate auf amerikanische Präsidenten – die berühmtesten brachten Lincoln und Kennedy den Tod – haben gelehrt, wie man sie künftig verhindern kann.

Whitebread hatte den großen Vorteil, dass er, als FBI-Chef, Teil des Sicherheitssystems war und alle Schwachstellen des System genauestens und aus dem ff kannte. Er war also nicht so naiv, zu glauben, dass man mit gezückter Pistole ins Arbeitszimmer des Präsidenten stürmen und ihn über den Haufen schießen konnte. Nein, so naiv war Whitebread nicht. Man musste die indirekte Methode wählen. Das schaffte nur jemand, der ziemlich ausgeschlafen war. Dieser Jemand war allein Whitebread.

Die größte Schwachstelle des Präsidenten – das wusste Whitebread – war das Vertrauen. Kein Mensch, auch nicht der mächtigste Präsident, kann auf Dauer ohne Vertrauen existieren. Menschen, die ohne Vertraute und Vertrauen, also nur im Misstrauen leben, werden krank. Das war die weiche Stelle. Whitebread lachte, während er, möglichst unauffällig durch die Straßen der Hauptstadt zog. Er spürte

immer noch das unangenehme würgende Gefühl, im Teppich eingewickelt zu sein. Diese Erinnerung steigerte seinen Hass enorm. Welche Demütigung! Die musste gerächt werden. Whitebread genoss es sichtlich, frei und beweglich durch die Straßen zu eilen. Den Revolver seines Agenten hatte er vor einer Minute in einer Nebenstraße in einen Gully geworfen.

Jetzt, in dieser Minute, würden sie seinen toten Agenten in der Zelle finden. Jetzt würden sie ihn, Whitebread, suchen und nicht finden. Jetzt würden sie die Großfahndung veranlassen. Jetzt gleich würden die Sirenen durch die Stadt heulen. Jetzt gleich! Whitebread hatte keine Zeit zu verlieren. Jetzt gleich! Er bog in eine kleine Seitenstraße ein und klopfte an die Tür eines schäbigen Hotels.

„Ja?“, der Portier in der fleckigen Uniformjacke kam gerade vom Klosett.

Whitebread atmete durch und fragte: „Misses Flyer?“.

„Die sitzt oben“, sagte der Portier und knöpfte an seiner Jacke herum.

Whitebread stieg die fünf Etagen nach oben und klopfte an eine grün lackierte Tür, auf der die Nummer 27 goldfarben prangte.

„Keiner da“, sagte eine warme Frauenstimme.

Whitebread öffnete die Tür der Nummer 27 und sah eine schlanke, noch junge Frau in schwarzem Kleid, die gerade Wäsche bügelte.

„Ach, du bist es, Sam“, sagte die Frau betont lustlos und zog den Stecker des Bügeleisens aus der Steckdose.

Whitebread warf sich auf das Bett, das im hinteren Teil des Zimmers war, und sagte schnaufend: „Polly, es ist soweit.“

Polly überflog eine feine Blässe. Sie steckte das Haar fest und fragte: „Wann?“.

Samuel T. Whitebread kam wieder zu Atem und sagte mit fester Stimme: „Du kennst ihn gut: Ich sage sofort.“

Polly kramte nervös in ihrem Kosmetiktäschchen und flüsterte: „Und du glaubst ernsthaft, ich als Ex-Geliebte komme an ihn heran?“

„Wer, wenn nicht du?“, sagte der ehemalige FBI-Chef und lachte sein FBI-Chef-Lachen. „Wir wählen die Hotdog-Variante, Schätzchen! Die Passierscheine und die Einladung zum Presseball erhältst du von Frankyboy!“

Frankyboy war einer der berühmtesten Dealer in der Stadt. Doch niemand konnte ihm etwas nachweisen. Er kam an alle Karten von Events ran, wenn man nur den richtigen Geldbetrag aufweisen konnte. So auch hier. Im Eintausch gegen schlappe \$ 15.000, konnte Frankyboy eine Einladung zum Ball vorzeigen. Polly hatte sich schon lange das kleine Schwarze für diesen Moment aufgespart. Sie zitterte und ihre Hände waren schweißnass als sie sich zum Weißen Haus aufmachte. Der Raum, in dem der Presseball stattfand, war vollkommen überfüllt. Ein allgemeines, lautes Geplapper hob den Geräuschpegel enorm an. Trotzdem konnte dieser den über alles schwebenden Klang des Orchesters nicht dämpfen. Sanfte Töne einer Violine begleiteten sie auf jedem Schritt durch den Raum. Dann sah sie ihn und alles verstummte in ihrem Kopf. Den Präsidenten. Ereignisse der letzten Jahre strömten auf sie ein. Die Affäre mit ihm, gemeinsame Nächte und seine Machtspiele mit seinen Bürgern. Nun sah ihr Ex-Geliebter auf und ihr direkt in die Augen. Ein Funke blitzte auch in seinen Augen auf und enthüllte auch seine Erinnerungen. Er kam auf Polly zu. Sie musste sich zusammenreißen um nicht zurück zu zucken.

„Was machst du hier?“, fragte er ohne Regungen.

„Ich will mit dir reden.“, sagte sie mehr kalt als das gewollt verführerisch. Doch ihr Gegenüber bemerkte Letzteres. Er sah sich kurz um und vergewisserte sich, dass sie auch niemand beobachtete, dann zog er sie in den nächsten Raum. Währenddessen überprüfte sie die ihre Spritze mit Insulin und zog sie langsam aus

ihrem Rocksäum. Der Präsident sollte sterben, dass hatte Polly bereits nach ihrer Affäre beschlossen und heute war der Grund dafür mehr als offensichtlich. Die Spritze würde ihr die Arbeit abnehmen.

„Warum willst du mich umbringen?“, fragte er unvermittelt als sie den Raum betreten hatten. Polly war verblüfft. „Komm schon, du hast doch nicht gedacht, dass du einfach an meinen Bodyguards vorbeikommst.“, sprach er weiter, „Es ist zu spät.“ Die letzten Worte flüsterte er nur, doch sie waren noch deutlich zu verstehen. Ein leises Piepen erfüllte den Raum. Die Bombe, dachte Polly. Der Präsident hatte die Angst in ihren Augen erkannt. „Ja, eine Atombombe.“, sagte er ruhig und gefühllos. „Wieso?“. Polly kamen die Tränen.

„Wegen der USA“, erwiderte der Präsident, „das Land hat es nicht anders verdient.“ Ein Knall. Eine heftige Explosion und ein heftiger Schmerz raubten Polly das Bewusstsein.

Doch das Piepen brach nicht ab, sondern wurde lauter und der Sohn von Samuel T. Whitebread erwachte schreckhaft aus seinem Albtraum. Die Angst um seinen Vater hatte ihn auch nicht in der Nacht zu seinem 15. Geburtstag verschont. Er lag schweißgebadet im Bett und fuhr sich durch die Haare. Doch heute, so entschied er, sollte ihn diese Furcht nicht daran hindern zu feiern. Und auch sein Vater hatte versprochen zu seiner Party zu kommen. Und wer weiß, irgendwo im Weißen Haus saß auch der Präsident und gratulierte ihm wie allen anderen, die heute Geburtstag hatten. Er lächelte. Der Tag konnte beginnen.

Gruppe 11 - Chaos der Gefühle

„Wieso??? Habt ihr überhaupt mal an uns gedacht?“ Wütend rannte ich aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter mir zu, so dass unsere ganze 5-Zimmerwohnung wackelte. Denn meine Eltern, die, die mich seit 13 Jahren versucht haben zu erziehen, mich unterstützten und mich anmeckerten für schlechte Noten, diese Eltern wollten sich scheiden lassen. Das hatten sie mir gerade unter Schweißausbrüchen gebeichtet. Wahrscheinlich hatten sie schon geahnt, dass ich dieses Vorhaben für keine allzu brillante Idee halten würde. Und als wenn das nicht schon genug wäre, mussten ich, Julia Mall und meine kleine 9-jährige Schwester Hanna Mall uns auch noch entscheiden, ob wir bei unserer Mutter oder unserem Vater leben wollen. Das musste ich Hanna unbedingt erzählen. Was sollten wir nur tun?

Ich stürmte ohne zu klopfen in Hannas Zimmer. Doch bevor ich ihr von der eben erfahrenen Neuigkeit berichten konnte, wetterte sie schon los: „Mann, Julia! Hast du schon mal was von Anklopfen gehört? Du kannst nicht immer einfach so in mein Zimmer stürmen und...“

„Mama und Papa wollen sich scheiden lassen!“, unterbrach ich sie einfach.

„Was?!“ Entsetzt starrte Hanna mich an, „Ist das dein Ernst?“

„Sehe ich aus als würde ich Witze machen?“, gab ich nur zurück.

„Ähm...Nein, eher nicht. Aber bei wem sollen wir dann bitte wohnen?“

„Das ist das zweite Problem...Wir müssen uns entscheiden, bei wem wir wohnen wollen. Den Anderen sollen wir dann ungefähr jedes dritte Wochenende besuchen.“

„Und was ist, wenn wir bei beiden bleiben wollen?“, schluchzte Hanna los, „Das ist doch so ungerecht!“

Eigentlich ist es schön eine kleine Schwester zu haben, doch wenn etwas wirklich Blödes passiert, muss immer ich die sein, die stark ist und Hanna tröstet, obwohl ich mich selbst nicht besser fühle. Und das tat ich auch jetzt: „Wir kriegen das schon hin, keine Sorge! Vielleicht ist das auch alles nur ein sehr schlechter Scherz von Mama und Papa gewesen.“

Doch, es war kein Scherz. Das stellte sich ziemlich schnell bei dem nächsten Familiengespräch raus, als Mama uns erklärte: „Es geht einfach nicht mehr! Ich weiß, ihr könnt euch das nicht vorstellen, aber ich denke, euer Vater liebt eine andere Frau.“

„Was erzählst du denn da schon wieder?! Du glaubst also eher deiner Klatschbase von Freundin, anstatt mir. Oder wie soll ich das verstehen?“, widersprach Papa. „Ich habe nie eine andere Frau als dich auch nur angeguckt!“

Ich dachte wirklich, Mama platzt gleich vor Zorn, so wie sie los schrie: „Noch nie Eine außer mir angeguckt! Ha! Das ich nicht lache! Du flirtest doch mit jeder dahergelaufenen Kuh!“

„Soll das ein Witz sein, oder was? So etwas sagst du?! Ich glaub`s ja nicht, und das vor den Kindern! Das ist ja mal wieder typisch, du denkst nur an dich!“

Ich hielt das nicht mehr aus. Am Liebsten wäre ich gleich wieder aus dem Zimmer gelaufen. Das Problem war diesmal nur, dass Mama und Papa so beschäftigt mit sich waren, dass sie selbst die am lautesten zugeknallte Tür nicht gehört hätten. Und da ich etwas tun wollte, damit sie Julia und mich beachteten, brüllte ich einfach los:

„Hey!!! Ruhe! Erde an die verrückten Eltern, das Stichwort Kinder war gut. Wir sind hier mit euch in einem Raum und sind, wenn ihr nicht sofort aufhört euch anzubrüllen, gleich schwerhörig!“

Auf einmal war es ruhig und Mama und Papa starrten mich halb fürsorglich, halb wütend an. Ich sage euch, dieser Blick macht einem echt Angst. Mir zumindest kam

es so vor, als würden mich zwei Menschen anstarren, die mich am liebsten aus dem Zimmer werfen wollten um sich dann zerfetzen zu können.

„Oh, das tut mir Leid, Julia-Schatz, doch gewisse Leute“, flötete Mama mühsam kontrolliert mit einem Seitenblick auf Papa, „können sich einfach nicht zusammenreißen. Und das nicht nur in der Lautstärke, sondern auch nicht bei Frauen!“

Und schon war sie hin, ihre Selbstbeherrschung, und das Theater ging weiter. Kurzfristig entschied ich mich, dass es vielleicht wichtiger ist, weiterhin gut hören zu können und auch sonst gesund zu bleiben, als beachtet zu werden. Also nahm ich meine Schwester am Arm und zog sie mit aus dem Zimmer.

„So“, sagte ich eine halbe Stunde später. „Hast du verstanden, Hanna?“.

„Ja“, sagte Hanna und zog die Nase hoch. „Wir spürönieren Papa nach, und dann trifft er sich nicht mit einer Frau, und das sagen wir Mama ...“

„Richtig.“

„Und dann wird alles gut?“

„Dann wird alles gut“, sagte ich, aber sicher war ich mir nicht.

Es war gefährlich, Papa nachzuspionieren. Deshalb gefährlich, weil es auch sein konnte, dass er sich doch mit einer anderen Frau traf. Das wollte ich nicht sehen, ich wusste, ich hätte die Frau auf der Stelle in Stücke gerissen, oder wahrscheinlich hätte ich eher einen Heulanfall bekommen und sie beschimpft, auf offener Straße, und in jedem Fall wäre das Ganze schrecklich und auch schrecklich peinlich gewesen.

„Wann fange wir an mit der Spürönage?“, fragte Hannah.

Ich lauschte. Es war still geworden in der Wohnung, niemand stritt mehr, aber wir hörten, wie Mama in der Küche mit Geschirr klapperte und traurige Musik hörte.

„Wir fangen genau jetzt an“, sagte ich. „Papa ist weg. Rate mal, wo er hingegangen ist.“

„Zu der anderen Frau?“, fragte Hanna mit großen Augen.

„Eben nicht“, sagte ich. „Jedenfalls glaube ich das nicht. Ich glaube, er geht nur draußen spazieren, um nicht mehr angeschrien zu werden. Aber Mama denkt, er trifft sich mit einer Frau.“

Wir zogen uns leise an und schlichen aus der Wohnung, und die traurige Musik und das Geschirrgeklapper in der Küche wurden nicht unterbrochen. Mama hatte nichts bemerkt. Wie wunderbar wäre es, dachte ich, wenn wir ihr sagen würden, dass sie sich irrt! Wir mussten Papa natürlich ein paar Tage lang beschatten, damit klar war, dass er sich wirklich nicht mit irgendwem traf.

Aber dann würden wir ihr alles berichten, was wir gesehen hatten – oder eigentlich das, was wir nicht gesehen hatten, und Mama würde einsehen, dass ihre Eifersucht Unsinn war.

Wir könnten wieder eine Familie sein.

Und niemand müsste sich entscheiden, bei wem er welches Wochenende wie lange wäre, denn das ist doch bescheuert, ich meine, als Familie. Wenn man beide Eltern gerne hat und sie einen auch. Ich hatte immer gedacht, wir wären so eine prima Familie ... nicht, dass meine Eltern sich dauernd umarmt oder abgeknutscht hätten, aber sie hatten immer so viel zusammen gelacht ...

Bis Mama dann vor einem halben Jahr mit dieser krankhaften Eifersucht angefangen hatte. Oder war es schon länger her?

Papa ging nicht spazieren. Wir sahen gerade noch, wie auf sein Rad stieg, und ich stieg auf mein eigenes Rad und nahm Hanna auf den Gepäckträger, dann trat ich in

die Pedale, so schnell ich konnte. Es hatte schon etwas Komisches, seinen eigenen Vater zu verfolgen. Es wurde gerade dämmerig, die ersten Straßenlaternen blühten auf wie große Blumen, und mir war ein wenig unbehaglich zu Mute, wie wir da so durch die hereinbrechende Nacht fuhren. Was würden wir Papa sagen, wenn er sich umdrehte und uns sah?

Er drehte sich nicht um.

Er fuhr solange, bis die Häuser der Vorstadt hinter uns blieben, und schließlich stellte er sein Rad an einen Baum, ging über eine Wiese und setzte sich auf eine Bank, die dort stand, weil ein kleiner Bach vorüberfloss und die Leute es für einen romantischen Ort hielten, oder weil es einfach eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme gewesen war, diese Bank dorthin zu bauen.

„Scheiße“, flüsterte ich. „Hanna, er trifft sich doch mit einer. Einer Frau.“

„Scheiße sagt man nicht!“, flüsterte Hanna.

„Manchmal schon“, murmelte ich.

Sie kletterte vom Gepäckträger, und ich legte das Rad ins hohe Gras, damit man es nicht sofort sah. Dann schlichen wir uns langsam näher und kauerten uns in ein Gebüsch neben der Bank. Papa saß alleine da und sah in den Abend hinein, der mit Nebelschlieren über die Wiesen zog. Er sah sehr einsam aus. Er trifft niemanden, dachte ich, wir haben uns geirrt, ein Glück – und ich wollte schon aufstehen und zu ihm gehen, damit er nicht länger einsam sein musste. Eigentlich, dachte ich, hatten sich Mama und er schon eine ganze Zeit lang nicht mehr so gut verstanden, vielleicht schon Jahre. Sie hatten noch zusammen gelacht, das war wahr, und zusammen mit uns Ausflüge gemacht und Feste gefeiert wie Weihnachten oder Geburtstag oder Ostern, aber ich konnte mich gar nicht erinnern, wann der eine dem anderen zum Beispiel zuletzt die Hand auf den Arm gelegt hatte oder auf die Schulter oder wann sie sich zuletzt aneinander gelehnt hatten, wenn sie müde gewesen waren.

Es war, als wäre seit langem eine Art stiller Wand zwischen ihnen, still und unsichtbar. Vielleicht hatten sie mit ihrem Herumgeschreie heute versucht, diese Wand zum Einsturz zu bringen, vielleicht war Schreien besser als Schweigen.

Vielleicht.

Und dann ging noch jemand durchs hohe Gras auf die Bank zu. Es war keine Frau. Ich atmete auf. Es war ein Mann, den ich nicht kannte, ein Mann mit einer Regenjacke und besorgten Blick, ein bisschen älter als Papa, mit ein bisschen graueren Haaren. Er hatte einen Hund an der Leine.

Zuerst dachte ich, er wäre nur zufällig da, ein zufälliger Spaziergänger mit einem zufälligen Hund, der sich jetzt zufällig neben Papa auf die Bank setzte und zufällig eine ganze Weile mit ihm zusammen geradeaus sah, in die Nebelschwaden hinein.

Dann hörte ich, wie der Mann sagte: „Du hast angerufen.“

Also ein Mann, den Papa kannte. Ein Freund. Klar, ein Freund, dem er von seinem Streit mit Mama erzählt hatte. Aber warum hatte ich diesen Freund noch nie gesehen?

„Ja“, sagte Papa, und seine Stimme klang zitterig und erschöpft. „Ich habe es ihnen gesagt.“

„Was?“

„Dass es besser wäre, wenn wir uns trennen würden.“

„Versteht sie es denn?“, fragte der andere Mann. Der Hund legte seinen Kopf auf das Knie des Mannes, und der Mann kraulte ihn hinter den Ohren.

„Na ja ... sie denkt, ich hätte eine andere Frau“, sagte Papa.

„Siehst du!“, flüsterte ich hinter unserem Busch. „Er hat keine!“

Hanna nickte und strahlte und kniff mich in den Arm vor Freude.

„Du hast ihr nicht erklärt, dass ...“

„Nein“, sagte Papa. „Nein, ich konnte nicht. Irgendwie konnte ich nicht. Die Mädchen ...“

„Sie würden es verstehen. Mädchen sind da verständnisvoller als Jungs. Glaub mir, deine Mädchen sind doch klug. Du hast immer erzählt, wie klug sie sind.“

Papa seufzte.

„Schon“, sagte er. „Aber.“

Und dann, mitten in meiner Woge der Erleichterung darüber, dass Papa keine andere Frau hatte, geschah etwas völlig abstruses. Der andere Mann legte einen Arm um Papa und Papa lehnte sich an seine Schulter, und dann wurde es noch abstruser und Hanna wisperte: „Julia! Julia, guck mal!“

Ich wollte aber nicht gucken, ich wollte weggucken, obwohl ich doch guckte.

Denn dort, auf der Bank im hohen Gras, saß mein Vater und küsste einen anderen Mann. Echt. Auf den Mund.

In mir drehte sich alles, mir war schwindelig und schlecht zugleich, und jetzt sollte ich meiner kleinen Schwester das auch noch erklären – na Prost Mahlzeit.

„Du musst es deiner Frau sagen“, meinte der andere Mann, nachdem sie mit dem Küssen aufgehört hatten. „Du hast schon viel zu lange geschwiegen. Wir sind schon viel zu lange zusammen, ohne dass sie etwas weiß. Es ist unfair und ... dumm.“

Und ich dachte, dass ich ihn hasste, ihn und seinen blöden Hund, aber seine Stimme klang überhaupt nicht hassenswert, und dafür hasste ich ihn noch mehr.

„Hanna“, flüsterte ich. „Das ... das dürfen wir keinem sagen, verstehst du? KEINEM. Mama nicht und niemandem in der Schule, auf gar keinen Fall, das ist viel zu peinlich ...“

„Wieso denn nicht?“, flüsterte Hanna zurück und zuckte zu meiner Überraschung die Schultern. „Die Pet Shop Boys sind auch schwul. Das heißt doch, dass es nicht ist, weil er Mama nicht mehr leiden kann.“

„Na toll“, sagte ich, und ich dachte, dass ich doch die Große war und Hanna trösten musste, nicht umgekehrt. Aber was war nun mit den Wochenenden? Nie, nie und nimmer würde ich meinen Papa besuchen, wenn er mit diesem Typen zusammenzog.

An den Rückweg kann ich mich gar nicht mehr richtig erinnern. Ich weiß nur noch, dass ich wie in Trance mit Hanna nach Hause gefahren bin und wir es tatsächlich geschafft haben, uns an Mama und der immer noch traurigen Musik vorbei zu schleichen.

Und dann lag ich im Bett, ich lag einfach da und konnte nicht einschlafen. Ich wollte lieber aufwachen und feststellen, dass das alles nur ein blöder Traum ist. Doch das ging nicht. Denn es war echt. Mein Vater ist schwul. Das wurde mir in dem Moment erst richtig bewusst. Er liebt einen Mann, noch dazu einen Älteren.

Aber schwul sein, das ist in der Schule immer ein Schimpfwort. Überhaupt, was ist denn gut am Schwul-Sein? Na ja, Hanna hatte schon recht mit den Pet Shop Boys, das sind auch einfach zwei schwule und doch normale Menschen. Aber sie haben sich getraut es zuzugeben. Sie haben aller Welt gesagt, dass sie schwul sind. Papa traute sich nicht. Andererseits war ich mir gar nicht sicher, ob ich überhaupt wollte, dass alle Leute wissen, dass Papa schwul ist. Das wäre schon irgendwie peinlich. In solche Gedanken vertieft schlief ich irgendwann ein.

Das Frühstück war still. Es war so still, dass man, wie die Erwachsenen gerne sagen, hätte hören können wie eine Stecknadel auf den Boden fällt. Niemand von uns hatte das Bedürfnis sich einem anderen mitzuteilen. Wir gingen unseren Überlegungen nach. Ich war mir nicht sicher, ob ich meiner besten Freundin davon erzählen sollte. Sie war bis jetzt zwar immer für mich da, aber es könnte ja sein, dass sie mich

auslacht und überall rumposaunt, dass mein Vater schwul ist. Wieso hätte er nicht von Anfang an schwul sein können und es auch wissen, dann wären er, Hanna und ich jetzt nicht in so einer blöden Lage. Obwohl, Hanna und ich wären dann gar nichts. Wir wären gar nicht geboren.

Hanna, die eine neue Müslitüte aufmachen wollte und eine Schere dafür verlangte, riss mich abrupt aus meinen Gedanken. Genervt gab ich ihr die Schere.

„Och, Kinder, das geht doch auch ein bisschen freundlicher, oder?“, wies Mama uns erschöpft zurecht. Überhaupt sahen alle hier am Tisch nicht gerade frisch und munter aus. Hannas Augen fielen immer wieder fast zu und Papa hatte tiefe Augenringe und schaute die ganze Zeit nur in sein Müsli. Ich fragte mich, ob er gestern noch lange mit diesem Mann auf der Bank gegessen hatte?

Eins war klar, hinterher spionieren mussten wir Papa nicht mehr. Aber sollten wir es Mama sagen? Das wäre schon irgendwie doof. Vielleicht würde sie uns nicht glauben und außerdem muss Papa ihr das sagen. Schließlich ist sie seine Frau und nicht meine.

Und so ging das immer und immer weiter. Bis eines Tages, ein Junge die Situation veränderte. Ich saß gerade mit meiner Freundin beim Essen und unterhielt mich mit ihr über belanglose Themen, da kam ein Junge direkt auf uns zu. Das gefiel mir schon von daher nicht, weil dieser Junge niemand anderes war, als Thomas, der blödeste Junge der Schule. Er hielt sich nämlich für total cool, war aber in echt ein Idiot, dessen Hobby es ist, Mitschüler fertig zu machen.

Und dieser Thomas kam auf uns zu. Als er noch etwa 3 m von uns entfernt war rief er mir mit einem gehässigen Unterton zu: „Hey Schwuchtelkind! Na, bist'e stolz auf deinen Vater?“

Im ersten Moment schoss mir der Gedanke ‚Hanna hat es doch rumerzählt‘ durch den Kopf. Doch dieser Gedanke wurde schnell von dem sich obercool fühlenden Thomas zunichte gemacht. Denn er erklärte mir und den anderen Schülern auf dem Schulhof liebend gern, wie er zu dieser Behauptung kam. Seine Erläuterung klang ungefähr so: „Also...Liebe Zuhörer und Zuhörerinnen, ich freue mich euch mitteilen zu dürfen, dass ich Herrn Mall und einen anderen Mann zusammen im Park versteckt gesehen habe. Ebenfalls bin ich erfreut darüber, euch zu sagen, dass es sehr danach aussah, als wollten sie sich küssen. Wäre ich nicht plötzlich mit meinem Skateboard dort aufgetaucht, hätten sie das wahrscheinlich auch getan. Kurz, Julius Vater ist SCHWUL und ich habe durch ihn, wieder etwas zu tun.“ Thomas schaute mich schon die ganze Zeit spöttisch an, doch als er verkündete, er hätte wieder etwas zu tun, konnte man das nicht mehr nur spöttisch nennen. Es war grauenvoll, denn ich wusste, dass seinetwegen schon mal ein Mädchen die Schule gewechselt hatte. Natürlich beendete er die Rede mit einem fiesen Grinsen im Gesicht und den Worten: „Danke, für eure Aufmerksamkeit. Ich wünsche allen, außer den Schwuchtelkindern und ihren Freunden einen schönen Tag.“

Ich rannte. Und rannte. Und rannte. Immer weiter und guckte nicht nach rechts und nicht nach links. Irgendwann merkte ich, dass ich vor unserer Haustür stand. Ich weiß nicht mehr, wie ich nach oben kam und wie lange ich schon heulend auf meinem Bett lag, als meine Mutter sich zu mir ans Bett setzte, meinen Kopf streichelte und fragte: „Was ist los, Julchen?“

Und so kam es, dass ich ihr alles erzählte. Stockend und unterbrochen von Schluchzern; es war keine besonders zusammenhängende Erzählung, aber irgendwann begriff Mama, worum es ging.

Sie sah mich einen Moment still und mit großen Augen an. Dann zog sie die Nase hoch und sah weg. Aus jedem ihrer Augen lief eine seltsam einzelne Träne. Und schließlich putzte sie sich die Nase und sah mich wieder an. Und fing an, zu lachen. Sie lachte und lachte und lachte, jetzt liefen ihr die Tränen dutzendweise aus den Augen, Lachtränen, und ich fragte mich, ob sie völlig übergeschnappt war.

„Das ... das ist doch ... das ist doch zu bescheuert“, keuchte Mama schließlich. „Das ... das ist alles? Deshalb hat er ... Gott ... und warum hat er mir nie ... ich dachte immer, es läge an mir ... ich dachte, ich werde alt, ich bin nicht mehr schön oder ... was man so denkt ... wie dumm ... und er hat die ganze Zeit ... der Arme ... aber das ist doch zu abstrus ... Himmel ...“

Schließlich hörte sie auf, zu lachen und nahm mich in die Arme und sagte etwas noch seltsameres als ihr Lachen. Sie sagte: „Oh, Julchen, ich liebe diesen Mann.“

„Papa?“, fragte ich.

Mama zuckte die Schultern. „Ja. Und? Ich kann ihn nicht länger haben, okay, aber das ändert ja nichts. Ich ... ich liebe ihn auch dafür, dass er es mir nicht sagen wollte.“

„Aber was ... was wird denn jetzt?“, fragte ich. „Trennt Ihr Euch? Zieht Papa mit diesem Typen zusammen? Und die in der Schule ...“

„Ich glaube, wir sollten alle mal miteinander reden“, sagte Mama. „Heute Abend. Dieser Typ ... er muss ja wohl auch einen Namen haben ... ich meine, natürlich hasse ich ihn irgendwie, aber er kann ja nichts dafür, und deshalb ist es Unsinn, ihn zu hassen ... wir könnten zusammen was kochen, heute Abend. Hey, homosexuelle Männer können doch angeblich gut kochen. Was für deinen Vater nicht zutrifft, der kann ein Spiegelei nicht von einem Kühlschranksmagneten unterscheiden. Aber der andere, der kocht dann vielleicht ...“ Sie lachte schon wieder.

Ich schüttelte den Kopf.

„Was ist denn los?“, fragte Hanna, die gerade von der Schule nach Hause kam und im Flur ihre Schuhe in die Ecke pfefferte.

„Nichts“, sagte ich. „Mama ist nur verrückt geworden und der gemeinste Kerl aus meiner Schule plant, mich zu vernichten.“

„Vernichten?“, fragte Hanna. „Das klingt nach Star Wars ...“

„Ja“, sagte ich. „So fühlt es sich auch an.“

Es wurde das merkwürdigste Abendessen, das die Welt je gesehen hat. Der „Typ“ hatte wirklich einen Namen, und gar keinen besonders schwulen, nicht alle Schwulen heißen Jean-Luc oder Herbert, was ich erstaunlich fand. Der „Typ“ hieß Peter, und sein Hund, den er auch mitbrachte, hieß Töle, ja, wirklich, Töle. Als ich das hörte, musste ich lachen, und Hanna verliebte sich sofort in den Hund. Sie spielten den ganzen Abend unter dem Tisch, während „wir Erwachsenen“, wie Mama sagte, über dem Tisch redeten.

Wir redeten gar nicht übers Umziehen oder so, sondern über ganz normale Sachen. Über Urlaub in Spanien und die beste Sauce für Gurkensalat und Filme und die Hundeschule, in der Töle nie aufgepasst hatte, wie Peter sagte. Peter war lustig. Papa guckte die ganze Zeit zwischen Mama und ihm hin und her und erwartete wahrscheinlich, dass sie sich an die Gurgel gehen würden, er sah ein bisschen ängstlich aus.

Nachdem Peter weg war, sagte Papa nichts, er sagte sehr laut nichts, er schwing in den Raum hinein, den Blick auf die Tischmitte gerichtet, wo die leere Spaghettischüssel stand.

Mama sagte eine Weile auch nichts.

Dann sagte sie zur Spaghettischüssel: „Es ist okay. So ist das eben.“

„So ist das eben“, wiederholte Papa leise. Und dann gingen wir alle zu Bett, aber im Bett musste ich heulen, weil das eben so war und weil Papa, obwohl Peter nett war, wohl ausziehen und alles ganz anders werden würde als bisher.

Und vor dem Anderswerden hatte ich Angst.

Mitten in der Nacht kam Hanna in mein Bett geklettert.

„Du“, flüsterte sie. „Ich ... ich hab Angst davor, das alles jetzt anders wird. Aber ... ich hab mir das überlegt. Töle ist echt der coolste Hund der Welt. Ich zieh zu denen.“

„WAS?“, fragte ich und setzte mich im Bett auf.

„Ja“, meinte Hanna. „Zu Papa und Peter und Töle. Was ist mir dir?“

„Ich hab erst mal ein ganz anderes Problem“, sagte ich. „Wir ziehen ja nicht alle übermorgen um. Das Problem heißt Thomas. Und das Problem hat einen Plan.“

Thomas Plan wurde mir in dem Moment klar, in dem ich am nächsten Tag die Schule betrat. Wir haben unten eine Aula, die keine Aula ist sondern eine sehr hässliche Vorhalle, durch die muss jeder durch, der die Schule betritt.

An der Wand gegenüber vom Eingang hängen immer die Bilder, die der Kunstleistungskurs gerade so produziert, also, richtig gute Bilder, in richtig groß.

An diesem Tag stand dort jemand auf der Klappleiter des Hausmeisters und war dabei, ein neues Bild aufzuhängen. Es war Thomas. Er ist schon älter, und er ist auch in Kunst-Leistung, er ist zwar der blödeste Kerl der Schule, aber er kann auch ziemlich gut malen.

Ich blieb zusammen mit Hanna am Eingang stehen, bei den Heizungen, und sah zu, wie Thomas das Bild aufhängte. Mit uns standen eine Menge anderer Leute da und starrten. Neugierige Leute, Schüler und Lehrer, alle, die gerade hereingekommen waren. Keiner ging weiter.

Thomas kletterte jetzt von der Leiter, zog sie zur Seite und verbeugte sich vor seinem Publikum wie ein Schauspieler.

„Bitte sehr“, sagte er. „Meine Arbeit für den Kunst-LK, Thema Klimt. Sollte doch bis heute fertig sein ...“

Das Bild bestand hauptsächlich aus Blumen und bunten Mustern. Es war diesem Ding von Klimt nachgemalt, das jeder kennt, weil es auf allen Kalendern und Postkarten vorkommt: Der Kuss.

Auf dem Original sind ein Mann und eine Frau zu sehen, oder eigentlich nicht zu sehen, weil ihre Kleidung mit den Ornamenten und Blumen verschmilzt. Das einzige, was man deutlich sieht, sind ihre Gesichter.

Die sah man auch jetzt deutlich. Das eine war das von Papa, sehr groß kopiert – Thomas musste es aus der Schülerzeitung haben, Papa hatte bei ein paar Schulfesten mitgeholfen im letzten Jahr. Thomas hatte wohl versucht, das undeutliche Kopierbild durch Drübermalen wieder deutlich zu machen, aber Gesichter konnte Thomas nicht, jedenfalls nicht besonders gut, es sah komisch aus, komisch verzerrt, misslungen. Aber das war egal. Das misslungene Papagesicht küsste einen anderen Mann, irgendeinen Mann, der keinem ähnlich sah, den es gab, aber auf jeden Fall und eindeutig war es ein Mann. Und der Kuss war sehr innig.

Einige Leute um mich herum lachten, manche zeigten auf Hanna und mich, weil sie Papa von den Schülerfesten kannten und wussten, dass er zu uns gehörte.

Ich wäre am liebsten im Erdboden versunken.

Vor allem deshalb, weil Peter darauf bestanden hatte, dass Papa und er heute mit zur Schule kamen und mit meiner Klassenlehrerin sprachen. Eine der blödesten Ideen des Jahrhunderts, aber Erwachsene haben eben solche Ideen.

Peter und Papa hatten draußen herumgetrödelt, Peter hatte gesagt, er wollte noch eine rauchen. Und jetzt, genau jetzt, in dem Moment, in dem alle abwechselnd uns

und Thomas' fieses Kunstwerk anstarrten, kamen Peter und Papa durch die große Eingangstür in die Aula.

Alle Blicke richteten sich auf sie.

„Wow!“, sagte Peter laut und deutlich und trat nach vorne, vor das Bild, um es sich anzusehen. Das Bild war ungefähr zweimal drei Meter groß.

„Guck dir das an“, sagte Peter zu Papa und nahm ihn an der Hand, um ihn nach vorne zu ziehen. Da wollte ich am liebsten nicht nur im Erdboden verschwinden, sondern auf der anderen Seite wieder herauskommen und für den Rest meiner Tage unerkannt zwischen Kängurus und Koala-Bären leben.

„Der Kuss“, sagte Papa. „Ziemlich ... ziemlich gute Idee.“

„Ja, sehr modern gedacht“, sagte Peter. „Nur mit den Gesichtern ist was verkehrt. Da übt jemand noch.“ Damit griff er in die Jackentasche und zog zu meinem Erstaunen zwei kleine Spraydosen heraus, eine schwarz und eine rot.

Er schüttelte beide, stellte sich ganz nahe vor das Bild, hob den Arm und sprühte ein paar schwarze und ein paar rote Linien auf das misslungene Papa-Gesicht. Als er zurücktrat, war das Gesicht nicht mehr misslungen. Es war Papa, genau Papa, so wie er aussieht, so wie er guckt, treffender als jedes Photo.

Ich hörte wie ein Raunen durch die Menge in der Aula ging.

Ich hörte, wie Thomas verwundert nach Luft schnappte.

Und ich wusste, dass es ihn unsagbar ärgerte, nicht mehr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen.

Peter hob den Arm ein zweites Mal und begann, das zweite irgendein-Mann-Gesicht zu übersprühen. Als er damit fertig war -und es dauerte nur Sekunden – war es sein Gesicht. Ebenfalls sehr genau getroffen. Dann verbesserte er mit einigen weiteren Linien die Körper unter den Blumen und Mustern, die, ich sah es erst jetzt, auch nicht so ganz gelungen gewesen waren.

Da klatschte die Menge. Echt, sie klatschten. Hanna neben mir klatschte auch, und da hob ich meine Hände und begann, langsam ebenfalls zu klatschen.

„Hey“, sagte Thomas, als alles wieder still war. „Woher ... woher können Sie denn das?“

„Das ist mein Beruf“, meinte Peter. „Ich bin Künstler. Graffitis, vor allem. Ausstellungen hab ich aber mehr so drüben in New York, wo ich herkomme. Du hast Talent, Junge. Aber es reicht noch nicht. Das wird noch.“

„Cool“, hörte ich einen Typen aus meiner Klasse sagen. „Echt cool, der Freund von Julius Vater. New York! Was tut der hier in Deutschland? Vielleicht nimmt er Julia mal mit nach Amerika ... hey ...“

New York, dachte ich, war doch garantiert eine glatte Lüge. Aber ich merkte, wie ich grinste. Und sah im gleichen Moment, dass auch Papa grinste.

In diesem Moment sah Papa richtig glücklich aus, glücklich und stolz und nicht mehr wie ein schüchterner Junge, der sich vor den anderen verstecken muss.

Ich selbst war auch glücklich, es war einfach toll, dass mein Vater, Peter, Hanna und ich nicht ausgelacht wurden, sondern dass die anderen Schüler Peter cool fanden. Trotzdem... wieso mein Vater, meine Familie? Meine Mutter hat ihren geliebten Mann abgeben müssen. Ich denke nicht, dass sie das so schnell vergisst.

Und Hanna und ich, bei wem sollten wir wohnen? Wenn Hanna zu Papa ziehen will, wäre es ja blöd, wenn ich mitkommen würde. Denn dann wäre Mama total allein in unserer Wohnung.

Tja, es war eben noch nicht alles perfekt. Aber es war immerhin ein Anfang.

Gruppe 12 - Goldfische und anderes verwirrendes Zeug

„Lasst mich doch endlich in Ruhe!“, schreie ich und renne, so schnell ich kann vom Schulhof. Schon wieder werde ich gemobbt nur wegen meinem Bruder. Dani, meine beste und einzige Freundin kommt mir hinterher gerannt und meint: „Ach Jojo, nun warte doch auf mich, nimm das doch nicht so ernst, was die anderen sagen.“

„Geh weg, ich möchte alleine sein!“ Ich renne weinend nach Hause.

Zu Hause angekommen, fragt mich meine Mutter, warum ich denn schon wieder so traurig bin. „Mama, darum musst du dich nicht auch noch kümmern.“ Ein paar Minuten später, klingelt es an der Tür und Dani steht da. Sie lächelt mich an und trotzdem liegt ein Schweigen in der Luft. Ich sehe, dass sie meinen Rucksack in der Hand hält und murmle ein leises „Danke, dass du ihn mitgebracht hast.“ Ich spüre ein leichtes Zwicken an meiner Schulter, natürlich ist es Benni. Benni mein einziger Bruder, nur leider ist er behindert. Ich bitte meine Freundin herein zu kommen. Doch Benni sagt: „Nein, Dani nicht rein kommen!“ „Dani darf herein kommen, geh mir aus dem Weg“, sage ich energisch. Wir trinken noch einen Kakao, danach verabschiede ich mich von ihr und mache meine Hausaufgaben. Meine Mutter kommt in mein Zimmer und erzählt mir, sie habe ihren Job verloren, das bedeutet wir müssen erst einmal sparen. Mit der Ungewissheit, wie nun alles weiter gehen soll, lege ich mich ins Bett und versuche zu schlafen. Am nächsten Tag in der Schule ist es nicht besser. Alle sagen, dass ich eine 13-jährige Heulsuse bin und noch zu Mami und Papi renne. Das nervt, doch ich bin glücklich, dass ich so eine gute Freundin wie Dani habe, die mich verteidigt: „Lasst sie doch in Ruhe, ihr macht es ihr aber auch nicht gerade leicht. Es ist kein Wunder, dass sie weg rennt.“, „Danke Dani, dass du dich so für mich einsetzt, alleine würde ich das alles nicht durchstehen“, sage ich leise zu ihr in Mathe. Unsere Klassenlehrerin Frau Krause teilt gerade einen Zettel für die Klassenfahrt aus. Meine Laune ist sofort im Keller „Was, zweihundert Euro, das kann meine Mutter doch nie bezahlen!“ Ich fange an zu weinen. „Warum weinst du?“, fragt mich Dani bestürzt? „Du musst wissen, meine Mutter hat ihren Job verloren und wir können diese Fahrt nicht bezahlen.“ Doch Dani sagt einen Moment nichts bis sie mich überredet mit Frau Krause zu reden. Sie meint nur es ist kein Problem, das Jugendamt würde die Fahrt bezahlen. Trotzdem komme ich mir wie Abschaum vor. Alles muss uns der Staat geben. Ich will in diesem Zustand nicht leben. Bei diesem Gedanken kommen mir schon wieder die Tränen. Doch diese muss ich mir verkneifen, denn genau in diesem Moment kommt mein heimlicher Schwarm Tom um die Ecke. Er ist schon 14 und in der achten Klasse. Besorgt fragt er mich, was los ist und ich antworte rasch: „Ähm... Mein Goldfisch ist gestorben.“ Mein Goldfisch ist gestorben? Was ist das nur für eine dumme Ausrede? „Oh, das tut mir Leid für dich. Ehrlich!“ Ohne dass ich antworten kann, geht er davon. Ach, ist er nicht süß? Nur schade, dass er nie jemanden wie mich lieben könnte. Oh nein! Es klingelt, ich komme zu spät zu Geografie.

Frau Tiecke, unsere Geografielehrerin stand vor der Klasse und wippte, als ich herein kam, auf den Zehenspitzen. Die Klasse schwieg und starrte auf Frau Tiecke. Es musste etwas Ungeheuerliches passiert sein und ich kam mal wieder aus dem Mustopf.

Meine Freundin Dani, die ich hätte fragen können, war nicht an ihrem Platz.

Frau Tiecke drehte sich zu mir hin und sagte auffallend langsam: „Setz dich auf deinen Platz, Jojo.“

Ich ging zu meinem Platz und hörte beim Hinsetzen Frau Tiecke sagen: „Das wird auch Jojo verstehen...“

War ich gemeint? Was sollte ich verstehen? Was war hier los? Was wurde hier gespielt? Ich sah zu den anderen und spürte, wie sie sich unmerklich abwendeten. Ich holte Luft, reckte den Arm und sagte sehr laut: „Was wird Jojo verstehen?“

Frau Tiecke sah mich durchdringend an und sagte mit kalter Stimme: „Komm das nächste Mal pünktlich. Ich habe keine Zeit verspätete Fragen zu beantworten. Ich muss mit dem Unterricht beginnen.“

Die Schulkameraden und fiesen Mobber senkten die Köpfe und rührten keine Miene. Ich saß da und hatte das Gefühl, dass die Sitzfläche meines Stuhls unerträglich heiß wurde. Die Hitze stieg mir in den Kopf, und quoll in Form von Tränen aus meinen Augen. Ich bekam nicht mehr mit, was da vorn unterrichtet wurde. Frau Tiecke sagte Sätze, die mich nicht erreichten. Ich sah mit feuchten Augen, wie sie hin und her ging und wusste nicht, welches Thema überhaupt dran war. Ich überlegte fieberhaft, was ich ausgefressen haben könnte, dass ich dermaßen an den Pranger gestellt wurde? Hatte jemand mitbekommen, dass ich meinen Bruder Benni manchmal schlecht behandle und ihm sogar heimlich die Schokolade weg esse. Oder hatte jemand beobachtet, wie ich im Supermarkt das Überraschungsei geklaut hatte? Oder hatten sie Wind davon bekommen, dass ich meine Oma am Telefon belogen hatte und ihr wahrheitswidrig erzählt hatte, dass ich schon einen Freund habe?

Und während ich noch grübelte und in meinem Kopf kramte, beugte sich der fieseste der fiesen Mobber, Charly der Stinkstiefel, zu mir herüber und flüsterte: „Brauchst nicht zu heulen, es hat nichts mit dir zu tun.“ Ich sah auf und fand, dass Charly gar kein Stinkstiefel mehr war. Ich schnaubte ins Taschentuch und flüsterte zurück: „Was ist denn los?“ Charly sah mich breit grinsend an und zischte: „Ich sage nur: Dani!“ „Was ist mit Dani?“, zischte ich zurück. „Lass sie fallen! Es wäre besser!“, sagte Charly feixend. Jetzt sah er wieder einem Stinkstiefel sehr ähnlich. Warum sollte ich Dani fallen lassen? Was bedeutete das Gerede?

Als endlich die Schulklingel die Qual in meiner Ecke beendet hatte, rannte ich aufs Klo. Vorne bei den Waschbecken stand Dani und tippte eine SMS in ihr Handy.

„Wie siehst du denn aus? Was ist denn los?“, fragte sie.

„Was los ist?“, sagte ich aufgeregt, „vielleicht kannst du mir sagen, was los ist!“ Ein Schweigen lag in der Luft und ich hatte das Gefühl, dass sie mir nichts sagen wollte, um mich nicht zu verletzen. „Dani. Ich werde seit der dritten Klasse regelrecht gemobbt, da wird mir diese schlechte Neuigkeit auch nicht mehr viel anhaben können.“ Doch als ich dies sagte, war ich mir nicht mehr so sicher, ob ich das heute noch zusätzlich ertrage. „Jojo, diesmal ist es anders. Frau Tiecke und alle anderen sind der Meinung, du solltest nicht mit auf die Klassenfahrt kommen und ich gebe zu, dass ich auch dafür bin...“ Hat sie das gerade wirklich gesagt? Ich glaube einfach nicht, dass meine beste Freundin mir so etwas antut. Wie hypnotisiert und völlig abwesend, renne ich davon. Am liebsten würde ich nach Hause gehen und nie mehr raus gehen. Dennoch weiß ich genau, dass ich heute Nachmittagsunterricht habe. Ich verstehe es einfach nicht, was in Dani vorgeht. So war sie doch noch nie zu mir. Ich nehme mir vor, sie einfach für eine Weile zu ignorieren. Dann fällt mir wieder ein, dass ich ja nur SIE habe. Völlig verstört, irre ich im Schulhaus herum und finde dann eine Ecke auf dem Dachboden, in die ich mich setzen kann. Ich überlege mir, wie das ganze nun weitergehen soll. Doch dann höre ich eine Stimme. Sie singt mein absolutes Lieblingslied. Leise und heimlich singe ich mit: „...and the games you'd play you would always win, always win. But I set fire to the rain...“ Die Stimme kommt immer näher. Die Tür geht auf und ich sehe Tom vor mir stehen. „Was machst du denn hier?“, fragt er mich. „Dasselbe könnte ich dich auch fragen“, entgegnete ich ihm. „Na dann werde ich mal wieder gehen. Wie es scheint, bist du grade nicht an einem Gespräch mit mir interessiert.“ Jojo, jetzt hast du es endgültig versaut. Der

wahrscheinlich tollste Junge der Schule versucht mit dir zu reden und du, du blockst total ab. Ohne dass ich es mitkriege, sage ich ihm, dass er warten solle. Er setzt sich neben mich und fragt ganz sanft und ruhig: „Jojo, was ist los mit dir?“ Ich beschließe ihm die ganze Wahrheit zu sagen. Mittendrin, als ich erzähle, fange ich an zu weinen. Tom nimmt mich in seine Arme und meint, dass ich nicht weiter reden müsse, wenn ich es nicht möchte. Langsam aber sicher fange ich mich wieder und spreche weiter. Am Ende sagt er nur, ich solle mir das alles nicht so sehr zu Herzen nehmen und dass die Leute die so einen Dreck über mich erzählen, anscheinend selber kein Leben hätten um das sie sich kümmern können. Danach erzählt er, dass er mich schon immer unheimlich toll fand. Endlich traue ich mich, auch ihm zu sagen, wie ich empfinde.

Mit Gefühlen ist das so eine Sache. Gefühle sind unglaublich zerbrechlich. Zerbrechlicher als rohe Eier. Wenn man über Gefühle spricht, gehen sie schnell kaputt. Schon das Nachdenken über Gefühle ist für die Gefühle eine äußerst gefährliche Angelegenheit.

Und wenn die Gefühle so schön sind, wie jetzt gerade, da Toms Arm immer noch auf meiner Schulter lag, sind sie ganz besonders kostbar. Tom musste auch gerade so etwas durch den Kopf gegangen sein, denn er lenkte das Gespräch von den Gefühlen zu etwas anderem. Er fragte ziemlich übergangslos und überraschend: „Und, hast du schon einen neuen Goldfisch?“

„Was für einen Goldfisch?“, fragte ich ziemlich verdattert und plötzlich fiel mir siedend heiß ein, dass ich ihm ja heute früh etwas von einem toten Goldfisch vorgelogen hatte. „Ach, den Goldfisch meinst du! Ja, ne, ich muss erst mal eine Woche trauern, bevor ich an einen neuen Goldfisch überhaupt denken kann.“

„Ja“, sagte Tom, „das verstehe ich.“ Er zog seinen Arm von meiner Schulter.

Hatte ich jetzt etwas falsch gemacht? Dieser dämliche Goldfisch! Hätte ich das bloß nicht gesagt. Tom stand auf, fuhr sich durchs Haar, zog den Pullover glatt und sagte: „Ich muss. Die Tiecke versteht keinen Spaß!“

„Du musst dich nicht entschuldigen“, sagte ich, „ich weiß, wie die Tiecke tickt.“

Verdammt, warum kamen mir schon wieder die Tränen?

Bevor Tom den Dachboden verließ, drehte er sich noch einmal zu mir um und sagte zuckersüß: „Wann hast du heute Schluss?“

Und ich blöde Kuh frage doch tatsächlich, die blödeste Frage, die man in dieser Situation überhaupt fragen kann: „Wieso fragst du?“

Tom lächelte und kletterte die wacklige Dachbodenstiege hinab.

Den Heimweg und die frische Luft brauchte ich, um über alles, was heute passiert und nicht passiert war, nachzudenken. Ich musste an Dani, an die Klassenfahrt, an Frau Tiecke und natürlich auch an Tom denken. An den Goldfisch dachte ich nicht. Um drei war ich zu Hause. Ich bog um die Hecke und wer kam mir entgegen? Der Quälgeist Benni. Mein goldiges Brüderchen. Und das goldige Brüderchen rief: „Goldfisch, Goldfisch!“

„Was für'n Goldfisch?“, wollte ich gerade fragen, da wurde mir klar, was hier gespielt wurde. An der Haustür stand Tom und lächelte mich an. In seinen Händen hielt er ein Gurkenglas und in dem Gurkenglas schwamm ein quietschfideler Goldfisch.

Ich sag etwas verwirrt: „Oooh, Hallo. Ein Goldfisch! Danke...“ Ich nehme ihm das Glas aus der Hand und versichere ihm, dass ich mich unheimlich über das Geschenk freue. Meine Mutter ruft aus dem Hintergrund: „Benni. Komm rein und nerv deine Schwester nicht!“

„Neeeeeiinn! Golfisch ich will angucken!“ Da ich Benni unbedingt loswerden will, drücke ich ihm das Glas in die Hand. Danach verabschiede ich mich von Tom.

Am nächsten Tag in der Schule tönt es von allen Seiten: „Ihh... Da ist die Bettnässerin!“ Ich frage mich, was nun schon wieder los ist. Was habe ich schon wieder getan? „Dani sag doch auch mal was!“ Doch sie antwortet nicht sondern geht schweigend aus dem Klassenraum. Ein paar Minuten und einige dumme Kommentare später fliegt die Tür auf und Dani kommt mit dem wütenden Tom im Schlepptau an. Er ruft: „Seid ihr noch ganz bei Trost? Was hat Jojo euch jemals getan, dass ihr sie so fertig machen müsst?“ Ein Schweigen liegt im Klassenraum. Charly scheint als einziges weiter machen zu wollen und sagt: „Sie ist einfach bekloppt!“ Das gibt Tom den Rest, aber er versucht ruhig zu bleiben. Doch bevor Tom dazu kommt etwas zu sagen meldet sich Clara: „Eigentlich ist Jojo ganz okay. Wir haben es ja nur gemacht, weil wir Angst vor Charly hatten. Aber das ist jetzt vorbei!“ Ich staune, dass Charly alle dazu gebracht hat mich zu hassen. Doch jetzt sage ich Charly wie elektrisiert meine Meinung: „Charly! Wegen dir hatte ich ständige Angst in die Schule zu gehen. Wegen dir hatte ich ständig Albträume. Wegen dir hab’ ich mich gefühlt als wäre ich wertlos!“ Er schweigt und schaut mich sprachlos an. Statt etwas zu sagen murmelt er nur ein: „Sorry...“ Doch Tom entgegnet: „Mit einem ‚sorry‘ ist es leider nur nicht getan.“ Ach Tom. Lass ihn. So etwas Erbärmliches...“ Auf einmal sind alle auf meiner Seite und sagen Charly wie sie ihn finden. Ich fühle mich richtig stark. Eins steht fest. Im nächsten Halbjahr wird Charly die Schule wechseln müssen. Ich bin mir sicher, von nun an geht es nur noch Berg auf und wer weiß vielleicht wird es mit Tom und mir ja auch noch was.